



Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Porträtbüste von Erdmann Enke (mit Text von Theodor Raeder). — Erinnerungen eines Achtzigers. II. Von Sir John Bowring. — Gefangene Frauen. Von George Heikel. — Die Dame ohne Herz. Roman von Karl Heigel. (Fortsetzung, mit Illustration von A. von Wille.) — Dämmerstunde. Von Ludwig Bietsch (zur gleichnamigen Illustration von Meyer von Bremen). — Ein Glas Wasser oder eine Rosenknoche. Novelle von Louise Mühlbach. (Fortsetzung.) — Der Störenfried. Silhouetten von Frau Amalie Molière geb. Koefkoet, mit Versen von J. Trojan. — Wirtschaftsplaudereien. — Nebus. — Räthsel. — Auflösung des Räthfels Seite 168. — Correspondenz.

Eine moderne Porträtbüste.

Von Theodor Raeder.

In sagenhafter Vorzeit zog einst ein schöner Grieche in die Ferne und verließ die Auserwählte seines Herzens; diese aber zeichnete den Schattenriß des Geliebten auf die Wand ihres Hauses, um den Anblick des Entfernten immerdar vor Augen zu haben und am Ideale ihr Gemüth emporzuheben.

So erzählten die phantasiereichen Alten, wenn man sie nach dem Ursprunge derjenigen Kunst fragte, in welcher sie die Lehrer für die ganze Welt geworden sind. Die Liebe, antworteten sie, hat die bildende Kunst erfunden, diese prometheische Aeußerung menschlicher Schaffenskraft. Und warum sollen wir moderne Ungläubige daran zweifeln? Schönheit ist die Aufgabe der Kunst; wie sie das Herz entzündet, so muß sie aus dem Herzen geboren werden, so weiß sie nur das Herz, nicht der Verstand, zu erkennen und zu begreifen. Was Schönheit sei, das ist oft gefragt worden; jede Zeit hatte eine andere Antwort, keine wollte genügen. „Eins von den großen Geheimnissen der Natur, deren Wirkung wir sehen und alle empfinden, deren deutlicher Begriff aber unter die unerfundenen Wahrheiten gehört.“ Als der große Winkelmann diesen Ausspruch that, hatte er die Vergeblichkeit aller und auch seiner eigenen genialen Versuche, dem Wesen der Schönheit mit dem Verstande sich zu nähern, vollständig erkannt. Allen großen Geheimnissen der Natur gegenüber begibt sich der Verstand, dieser Bezwingler des Unvollkommenen, des nur Meßbaren, seiner Rechte; er streckt die Waffen, um nicht zu sagen, daß er sich selbst verlore, während das Herz triumphirt und von ahnungsvollem Schauer hingerissen ist, das zu erfassen, zu umfassen, was es in unergründlicher Tiefe in sich selbst empfindet und aus unendlicher Weltenferne herbeiführt. Im leidenschaftlichen Erguß seiner selbst löst das Herz das Räthsel der Natur auf eigene Weise: es schafft und schafft selbst ein Schönes in Formen, Farben, Tönen oder Worten aus unerschöpflichen Quellen, nicht nach dem Woher, nicht nach dem Wohin fragend. Ein Geheimniß gebiert eben das andere.

Die alltägliche Wahrnehmung der Bezüge zwischen Schönheit und Kunst einerseits, andererseits aber zwischen der Schönheit und den Frauen wollen wir nicht wiederholen. Genug, jenes griechische Mädchen beweist, daß die Begeisterung des Herzens, die Liebe sie zur Kunst, zur Schönheit führte. Gleich im Beginn der großen Cultur, die zur Entdeckung des wahrhaft Schönen leitete, spricht es sich hieraus, daß den Frauen eine große Rolle dabei zufallen sollte. Als Trägerin herzogewinnender Anmuth und seelenentflammender

Schönheit mußte das Weib der gegenständliche Mittelpunkt für die Kunst werden. Auch widerspricht dies keineswegs unserer Sage, in welcher der erste Künstler ein Weib und das Kunstobject ein Mann ist. Das Wirkende, das lebendig Zeugende, zur Kunstthätigkeit Entzündende liegt in dem Ideal des Schöngestaltigen, im Weib selbst:

zeichnung und hiermit nähern wir uns ihrer praktischen Bedeutung. Die Griechenjungfrau bannte das Schöne, das sie liebte, aber schmerzlich vermißte, durch das Abbild in ihre tägliche Nähe, an ihren Herd. Im Ansehen des Abbildes lag ihr Trost und ihre Seelenstärkung. Zu welcher Culturhöhe hat nicht die Ausbildung dieses Princips: sich mit dem Schönen allüberall zu umgeben, geführt; jener großartige Jugendtraum der Menschheit trat ein, von welchem der Dichter sehnsüchtig singt: Schöne Zeit, wo bist du? Kehre wieder! — Man lebte und athmete im Schönen; Nichts kam aus den Händen jener hellenischen Stämme, was davon nicht Zeugniß abgelegt hätte, vom Menschen an, der zur Kunst hin erzogen wurde, bis herab zu dem Gefäße, mit dem man Wasser schöpfte.

Dem Zauber dieser Cultur kann Niemand widerstehen, und erklärlich genug ist es, daß spätere Jahrhunderte ausschließlich in der Nachahmung des einmal hier Gegebenen das Wesen der Kunst erblickten und nur in dieser Richtung thätig waren. Aber je unselbständiger und blinder gegen neue Bedürfnisse der eigenen Zeit man dabei verfuhr, desto karrikirter und unwahrer mußte man erscheinen. Es gab Zeiten, wo man mit den edlen Traditionen der Antike tändelte, wie Kinder mit unverständigen Dingen. Man sah in den überlieferten Formen keine Leitmittel im Gebiet des Schönen, sondern Masken und Garderobestücke, die man nur anzulegen brauchte, um ebenso „classisch“ zu erscheinen, wie die Heroen des Alterthums.

Die Gespreiztheit der Allongewürde, das gezierete Selbenthum der Popszeit brachte aber nur lächerliche Uebertreibungen und Kunstlügen zu Stande. Man beging, seitdem im falschen Glanze Ludwig's XIV. aus Paris ein neues Athen geschaffen werden sollte, eine Komödie aus Eitelkeit, einen Kunstcarneval ohne Gleichen. Aus den Bosquetgärten, welche die Versailles Hofsonne in Blüthe brachte, aus jenen gewaltsam zu Thier- und Pflanzenformen verschnittenen Gebüsch, an den vertrockneten Bassins und mit Schlingkraut überwucherten Cascaden treten sie uns heute wie Gespenster entgegen, diese Götter und Helden mit verklebten Augen und lüsteren Lippen, diese Frauen und Nymphen, deren Richern und Lachen im Sturme der Zeit verhallt ist. Trümmer und Scherben sind die Reste jener Glanzzeit, wie die Ueberbleibsel eines wüsten Gelages. Für die große Kunst war sie unersprießlich. Daß sie sich nicht selbst gab, sondern



Moderne Porträtbüste. Nach der Natur modellirt von Erdmann Enke.

„Mächtig seid Ihr — Ihr seid's durch der Gegenwart mächtigen Zauber!“ Wurde das Leben ernst, die Kunst heiter genannt, so wird jenes symbolisch repräsentirt durch die Kraft des Mannes, die sich im Kampfe zu erproben hat, diese durch die im Genuß des Daseins zu lächelnder Anmuth sich verkärende Lebensfreude des Weibes. Aber noch etwas Ferneres lehrt jene harmlose erste Wand-

ein Anderes affectirte; daß sie aus Menschen und noch dazu meist aus recht schwachen, Götter machen wollte, war ihr Verderben. In der Blüthezeit der classischen Kunst bildete man Göttinnen nur nach dem Ebenbilde des menschlichen Geschlechts; in der Renaissancezeit war es ebenso; den idealischen Madonnen eines Raphael, den göttlichen Frauen eines Tizian liegen natür-

liche Ebenbilder zu Grunde. Aber in der Hierepoche der Schminke und des Puders wollte man in der That das sein, dem man nur diene: Venus und Diana, Mars und Apollo.

Nicht einmal aber in dieser Nachahmung war man Original. Die römische Kaiserzeit hatte den Rocococharakter schon vorweg genommen. Oder ist es etwas Anderes, wenn Antonius sich Diktis, die schöne Cleopatra aber Isis genannt wissen wollte? wenn letztere sich als Diana mit Diadem, Köcher und Bogen porträtieren ließ, wenn die Gemahlin des Marc Aurel als Venus dargestellt wurde? Weil Ludwig XIV. bald als Alexander, bald als Cäsar, bald als Augustus gefeiert und abgebildet wurde, so schmuggelte sich auch der kleinste Besizer eines Duodezlandchens in 18. Jahrhundert als griechischer oder römischer Held in die Kunst ein.

Der falsche Idealismus sucht durch äußere Attribute, durch fremdes Costüm, durch den Gebrauch gewisser Typen einen Charakter vorzustellen, der die eigene Natur verhüllt, statt sie zu enthüllen. — Von diesem Geschmache sind wir hoffentlich befreit. Was von der Antike zu entnehmen ist, das Gehege des Schönen ohne Aufgeben des nationalen Selbst, und consequente Durchdringung des Lebens nach allen Seiten hin mit dem Schmucke des Schönen, das bleibt bedingungslos anerkannt und gewiß eine Aufgabe, deren Lösung bei der Freiheit des antiken Lebens weniger schwierig war, als heute bei der Gebundenheit des modernen Lebens. Was aber darauf abzielt, den eigenen Geist der Zeit schaffen, bilden und vorstellen zu wollen, muß immer mit Freuden begrüßt werden. Die epochemachenden Kunstthaten der modernen großen Plastik, Rauch, Nietischl und W. lagen nicht zum wenigsten in den Versuchen, das Nationale der Zeit, den historischen Charakter zu wahren. Wie wunderbar gelang dies am Marmorarkophag der Königin Luise und ihres Gemahls, an dem Reiterdenkmale des alten Fritz in Berlin, an den Standbildern unserer Dichtersfürsten in Braunschweig und Weimar! Klar und deutlich gaben sie den ästhetischen Beweis, daß jede Zeit ein Recht habe zur „künstlerischen“ Verwerthung ihrer Tracht. — Das tausendfältige Echo des menschlichen Körpers — wie Goethe die Kleidung nannte —, ist nie etwas Zufälliges, das man unbekümmert gegen eine Toga oder einen Panzer vertauschen könnte.

Unsere schönen Leertinnen werden daher die im Abbild vorliegende weibliche Porträtbüste aus dem Berliner Atelier von Erdmann Enke nicht nur im gewöhnlichen Sinne reizvoll finden, sondern auch sympathisch; im Hinblick auf das höchst geschmackvoll darin verwendete moderne Element vielleicht selbst wünschen, sich ebenso im edlen Refleze des eigenen Ich spiegeln zu können, wie das Urbild dieser Büste. Verführerisch genug ist der Gedanke, daß weibliche Trachten der Gegenwart, obgleich man sie oft als plastisch unbrauchbar verächtigt hat, darnach so tactvoll, fast rhythmisch schön zu verwenden sind, wie es hier versucht worden ist. — Durch freie Behandlung des Kleidauschnitts findet sich hier der gewöhnlich schroffe Abschluß des Porträts, dem man sonst durch Draperie, Schleier oder ornamentale Garnitur zu begegnen sucht, in wohlmotivierter Weise gehoben. Wie aus dem Schaume Venus emporstieg, so entsteigt hier einer breiten Spitzenspitze, die wellenartig den Nacken und die sanft sich hebende Brust umspielt, ein Hals vom edelsten Wuchs. Durch die Profilwendung des Kopfes tritt aber die Anmuth des Gesichts, treten die einzelnen Theile desselben um so lieblicher hervor, als auch der einfache franz- und kronenartige Abschluß des Hauptes durch Haarflechten den Blick nicht einseitig auf sich lenkt. — Ein unbefangenes natürliches „Sich selbst geben“ erreicht trotz realistisch-erhaltender Behandlung des Äußeren und ohne Anwendung besonderer Merkmale ideale Anziehungskraft.

Die Schwierigkeiten einer Büste sind nicht zu unterschätzen. Im Gegenjag zur Statue, welche den Ausdruck durch die Gesamtheit der Haltung, durch die Bewegung der Glieder erleichtert, concentrirt sich bei der Büste Alles im Gesicht. Trotz aller Schönheit würde dasselbe unbedeutend sein, wenn ihm der Ausdruck, trotz allen Ausdrucks aber unangenehm, wenn ihm die Schönheit fehlte. Der lachende und weinende Knabenkopf eines englischen Künstlers wirkt nicht gerade angenehm. Mehr noch, als in Statuen, ist Ruhe und Stille hier Gehege; die Seele muß sich ungetrübt, in reinster Klarheit spiegeln können.

Eine andere Schwierigkeit ist die Vereinigung von Schönheit und Nehnlichkeit. Die alten Meister blieben in dieser Hinsicht jener treu. Das ideale Typische des edleren Profils und der großen Augen wurde oft auf die Porträts römischer Kaiserinnen übertragen, deren Schönheit historisch nicht gerade beglaubigt ist. Unsere Zeit will das charakteristisch Wahre, so weit es möglich ist.

Der Abschluß moderner weiblicher Büsten am Hinterkopf dürfte weniger von der Antike abweichen, da die Damen des classischen Alterthums die Formen der Haartracht und den Gebrauch des Schmucks, der Stirnbänder, Diademe, Kronen etc. in so mannigfaltiger Weise erschöpfen haben, daß kaum etwas neu zu Nennendes, wenn nicht Auffälliges, Unschönes zu schaffen wäre. — Die Bedeutung des Hauptes bei der Pallas Athene, dieser phantastische Helm, erlaubt sogar der germanischen Siegesgöttin und ihren Schwestern, mit Pendants aufzutreten. — Bei dem Abschluß der Büste an den Schultern erhält dagegen das moderne Element volle Berechtigung. Die Freiheit, welche die Formlosigkeit des antiken Gewandes gewährte, dürfte einen gewissen Ersatz in der freien Verwendung von Spitzkrausen finden, die den Abschluß der Büste in natürlicher Weise einleiten. — Wenn die berühmte Klyta-Büste der Alten merkwürdig poetisch in Pflanzenblättern abschließt, so ist nicht zu vergessen, daß der Künstler hiermit nur die Persönlichkeit der schönen eiferfüchtigen Nymphe beglaubigen wollte, welche der treulose Apollo verließ und in eine Sonnenwende verwandelte. —

Das Schöne in unsere Umgebung zu bannen, dazu sind künstlerische Büsten in hohem Grade geeignet. Ungeachtet bieten sich uns auf Straßen und Plätzen unserer Städte monumentale Augenweiden dar, aber wir wollen auch, daß das Schöne edler Formen uns in Häusern und Gärten, auf Treppen und an Wänden, in unseren Sälen und Gemächern begegne. Ein wahrhaftes Kunstwerk ist hierbei besser, als hundert kunstlose Werke, die den Blick nur trüben. Gegenwärtig sind Büsten unserer politischen und militärischen Führer Mode, meist kleine Arbeiten in Thon, Erz oder Marmor. Daß sie den Patriotismus nähren, bleibe unbestritten; wurde doch Scipio nur durch das Anschauen der Porträts seiner Vorfahren zur Tugend entflammt. Dem Sinn für Schönheit kommen aber weibliche Büsten entschieden mehr entgegen. —

## Aus den Erinnerungen eines Ahtzigers.

Für den Bazar von Sir John Bowring.

### II. Zwei Päpste.

Im Jahre 1837 sandte mich die englische Regierung nach Italien, damit ich mich über den Stand unserer commerciellen Verbindungen mit jenem Lande unterrichte und Bericht darüber erstatte. Der Großherzog von Toscana nahm mich sehr gütig auf, gab mir Zutritt zu Privat-Audienzen durch eine Hintertreppe des Palazzo Pitti und beehrte mich mit seinem Vertrauen. Sein erster Minister war damals Graf Fossombroni, ein außerordentlich kluger Mann, von dem Bonaparte sagte, er sei „un géant dans un entresol“.

Bei einer Gelegenheit fragte ihn der Großherzog, ob er, der Großherzog, sich einen Fehler habe zu Schulden kommen lassen, und der Höflich erwiderte: „Er. Kaiserliche Hoheit verstehen nicht zu lachen.“ Allerdings kam selten ein Lächeln über die Lippen des Fürsten. Von ihm muß ich sagen, daß er den Grundsätzen des Freihandels treu war, und ihnen verdankt in der That Toscana seinen blühenden Handel. Ich verfaßte über Statistik in Toscana einen Bericht an das Parlament, welcher ins Italienische übersezt und heimlich verkauft wurde, da ihn die Regierung verboten hatte. Ich begab mich zum Großherzog, um mich vor meiner Weiterreise nach Rom zu verabschieden. Er sagte: „Sie müssen mich zuerst zur Maremma, — sumpfiger Küstenstrich in Toscana von Orbetello bis Piombino — begleiten und die Paludi (Sümpfe) sehen“, wozu ich mit Vergnügen bereit war. Ich habe wohl Ursache, mich dieser Excursion zu erinnern; denn ich zog mir dort das Sumpffieber zu und war dem Tode nahe. Wir lebten einige Tage bei den Landeuten; wirklich angenehme Tage, obgleich die Verpflegung manchmal zu wünschen ließ, da für unsern unerwarteten Besuch keine Vorkehrungen getroffen waren. Ich erinnere mich, daß einmal kein Korkzieher sich finden ließ, und ich hatte das Glück, dem Großherzog mit einem kleinen Taschenkorkzieher zu dienen, welcher gute Dienste leistete.

Der Zweck des Besuchs des Großherzogs war, die großen Arbeiten, welche er zur Verbesserung des Sumpflandes ausführen ließ, zu inspizieren. Diese Arbeiten bestanden darin, daß das Wasser in Kanäle geleitet wurde, und in Colmazioni, Auffüllungen der Gräben, in denen stehendes und ungesundetes Wasser keinen Abzug hatte. Auf diese Weise ward für den Landbau viel fruchtbares Land gewonnen, und obgleich unter den ersten Ansiedlern eine große Sterblichkeit war, so wurden ihre Mühen durch die Fruchtbarkeit des Bodens reichlich belohnt.

Als ich dann nach Rom gelangte, kam ich vielfach in Verbindung mit den päpstlichen Beamten, sowohl vor als nach meiner Vorstellung bei Sr. Heiligkeit. Zwei Engländer begleiteten mich hierbei; der eine war Mr. Ferrus, der Kanzler der Schatzkammer, von der Tory-Partei, ein großer Feind der irischen Katholiken, deren Emancipation er sich heftig widersetzt hatte. Bei seiner Vorstellung ereignete sich ein sehr spähhaftes Mißverständnis, indem der Papst ihm für die seiner irischen Heerde erwiesenen Dienste herzlich dankte. Ich nahm mir die Freiheit, dem heiligen Vater zu sagen, daß er sich irre, und daß ich, obwohl ein schümmerer Reker, als Mr. Ferrus, ich es sei, der immer für die Emancipation der Katholiken gestimmt hätte. Der Papst antwortete darauf Nichts. Ich hatte eine Botschaft vom Großherzog von Toscana, welcher die Mitwirkung des Papstes bei seinen Plänen für die Verbesserung der Verbindungen zwischen Florenz und dem Kirchenstaat wünschte. Aber S. Heiligkeit war dem Vorschlage nicht günstig, er glaubte, die Straßen seien schon gut genug.

Ich sprach von dem Wohlstande Toscanas und von dem Nutzen, den die Freiheit des Handels diesem Lande gebracht hatte. „Das ist ganz gut“, sagte der Papst. „Sie sind ein Freihändler, aber ich bin ein Monopolist.“ eine Wahrheit, der ich nicht widersprechen konnte; noch vermochte ich in Abrede zu stellen, daß der Papst über eins der großartigsten, ausgebehntesten und einträglichsten Monopole verfüge, welche die Welt je gesehen hat. Allein der interessanteste Theil des Gespräches war der über Dante's Werke. Kein Wort über die Verwünschungen und Anklagen des erhabenen Dichters gegen die Ausschreitungen des heiligen Stuhles wurde berührt, aber der Papst sprach einige Dante'sche Verse mit wundervoller Kraft. Er sagte, er habe in derselben Zelle studirt, in welcher Dante gefangen gewesen hatte.

Aber obgleich Dante lange in Verbannung herumirrte und die denkwürdigen, rührenden Worte aussprach:

Du wirst empfinden noch wie bitter schmecket  
Das fremde Brod, und wie's beschwerlich ist  
Auf fremden Treppen auf- und abzugehen

so erinnere ich mich doch nicht, daß er von einem Orte spricht, wo er eingekerkert gewesen sei. Wahrscheinlich meinte der Papst nur eine Zelle, die Dante bewohnt hatte, und kein Gefängnis. Man kann sich nichts Leutseligeres denken, als die Haltung Gregor's XVI., der, zu Belluno als Mauro Capellari 1765 geboren, am 21. Februar 1831 aus dem Conclave hervorging und am 15. Juni 1846 starb.

Die Bekanntschaft seines Nachfolgers auf dem heiligen Stuhl, Pius IX., machte ich im Jahre 1860, als ich im Auftrage der englischen Regierung Italien wieder besuchte, um mit dem Grafen Cavour in Turin die Bedingungen eines Handelsvertrages zu besprechen. Ich war so glücklich, in Rom durch einen Verwandten meiner Familie, Monsignore Talbot, Cancelliere (Kanzler) Sr. Heiligkeit, zu einem Privatempfang bei Pius IX. eingeführt zu werden, und wurde mit einem gütigen Lächeln von Sr. Heiligkeit empfangen.

Zu der That hat seine äußere Erscheinung etwas außerordentlich Sanftes und die Herzen Gewinnendes — wenn er gut aufgelegt ist — aber man sagt, daß der Ausdruck seines Jornes ebenso schrecklich sei, als sein Lächeln anziehend.

Der römische Hof ist einer der interessantesten wegen der wunderbaren Mannigfaltigkeit der Trachten der Minister fremder Mächte, Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, infulirten Aebte und der verschiedenen Bediensteten, welche den heiligen Stuhl umgeben. Gewiß würde man hier den Souverain nicht erkennen nach einem seiner Lieblingsausdrücke: „als Knecht der Knechte“.

Nachdem viele Personen vorgestellt waren, lud mich der Papst in ein Privatgemach ein. Er setzte sich vor einen Schreibtisch, von dem er einige Papiere nahm, und lud mich ein, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

Nach einigen einleitenden Complimenten dankte er mir für die Dienste, welche ich einigen der verfolgten katholischen Missionäre in China geleistet hatte, indem ich sie vor den Feindseligkeiten der Mandarinen schützte. Ich konnte wirklich Zeugniß ablegen

von der heldenmüthigen Opferfreudigkeit, mit welcher viele dieser eifrigen Männer in jenen entfernten Landen, wo sie außer dem diplomatischen Schutze standen, einem gewissen Märtyrertume entgegen gingen. In einem der Säle der den Lazaristen gehörenden Propaganda sind die verschiedenen Qualen, welchen diese frommen Männer unterworfen sind, auf Gemälden dargestellt — und aus diesem Saale ging eine Reihe Nachfolger hervor, gleichsam die Qualen auf sich selbst herunterrufend, welche sie dajelbst abgeleitet gesehen hatten.

Was mich am meisten überraschte, war des Papstes genaue Kenntniß der Namen und des Treibens der katholischen Bischöfe und Priester in China. Er fragte mich über manche Dinge um Auskunft, die ich nun um so besser geben konnte, als meine jüngste Tochter selbst im katholischen Glauben erzogen war und ich im Regierungsgebäude zu Hongkong manche Geistliche gesehen hatte. In meinen Schritten zu Gunsten der Verfolgten hatte ich zwischen katholischen und protestantischen Geistlichen nie einen Unterschied gemacht, es gab sogar an manchen Orten Aergerniß, und ich weiß, daß man mich in Vorstellungen bei der Regierung in England als einen geheimen Agenten der Jesuiten bezeichnete.

So blind ist der religiöse Fanatismus!

Meine wohlbekanntenen Ansichten über italienische Einheit und die Reorganisation des Königreiches veranlaßten mich, die Vermuthung auszusprechen, daß der Papst das Feld der Politik betreten werde, aber plötzlich rief er aus: Ihre Landsleute haben die sonderbarsten Begriffe über die Lage der Dinge in Italien. Italienische Einheit! das ist eine Chimäre — eine Unmöglichkeit. Wissen Sie nicht, daß Italien ein getheiltes Land ist und immer sein muß? Was hat die Lombardei mit Sicilien gemein? Werden die Mailänder die Neapolitaner verstehen? Die verschiedenen Sprachen und Charaktere werden sie immer trennen. Ich erlaubte mir zu sagen, daß ich nicht den Anspruch erheben könne, Italien so gut zu kennen, wie Se. Heiligkeit, aber da er mich eingeladen, ja beinahe aufgefordert habe, meine Meinung zu sagen, so sei diese, die, übereinstimmend mit derjenigen vieler meiner Landsleute, Italien würde ein geeintes Volk werden, und Rom seine zukünftige Hauptstadt.

Der Papst war nicht beleidigt, er lächelte sogar, als bedauerte er meine Unwissenheit. Die Unterredung dauerte etwa eine halbe Stunde, und beim Schluß derselben drückte er mir herzlich die Hand.

Am folgende Tage ließ er mich durch Monsignore Talbot sagen, er habe sich über meine Unterhaltung und über die Gefälligkeit, mit der ich mich in der toscanischen Sprache ausdrückte, gefreut. Und er sprach wirklich „Lingua Toscana in Bocca Romana“. Zuerst hatte er mich gefragt, welche Sprache ich sprechen wolle. „Nur bitte, nicht Französisch, das verstehe ich nicht sehr gut — aber Spanisch, denn ich war lange in Spanisch-America, oder Italicisch“ —, und wir entschieden uns für Italicisch.

## Gefangene Frauen.

Von George Hefekiel.

### Poltinigen in Colberg.

Im herzoglichen Schlosse zu Dessau, dem alten Sitz der hochfürstlichen Ascanier an der Mulde, hängen nicht weit voneinander in dem sogenannten Malerzimmer zwei Porträts: hier ein Kniestück, ein vierjähriges Mägdlein im rothen Negligérockchen, das mit seinen runden Händchen ein mit Rosen und Nelken gefülltes Körbchen anmüthig ungeschickt an sich drückt und dem Beschauer mit großen braunen Augen aus dem runden rosigen Kindergesicht entgegenlacht, ein elegantes Werk von Anton Pesne; dort das Brustbild einer alten Dame im blauen Gewande, Hals und Büste von einem schwarzen Spitzentuch verhüllt, die Hände in einem Pelzmuff versteckt, nur die großen dunkelbraunen Augen in dem wohlwollenden und freundlichen Antlitz erinnern noch immer an die Augen des Kindes.

Das erste Bild zeigt uns Leopoldine Marie Prinzessin von Anhalt-Dessau, geb. 1716 — oder Poltinigen in Dessau, das geliebte neunte Kind des Fürsten Leopold, des grimmigen alten Dessauer, des großen Feldherrn, und der Fürstin Anna Louise. Das zweite Bild aber zeigt uns die Markgräfin Leopoldine Marie von Brandenburg-Schwedt, gef. 1782 — oder Poltinigen in Colberg, die ungeliebte Gemahlin des überühmten und kleinsten Prinzen Heinrich, des letzten Markgrafen von Schwedt.

Wir folgen in unserer Darstellung einer sehr fleißigen Quellschrift\*) des H. Br. Generalleutenants Gerhard August von Witzleben, welcher nach dem Beispiele seines Vaters, der unter dem Namen A. von Tromlitz der geleseste und anmüthigste Erzähler seiner Zeit war, stets die Feder rüstig neben dem Degen geführt hat.

Das uralte Haus der Ascanier, das sowohl Brandenburg als Sachsen seine ersten Herrschergeschlechter gegeben, aber heute nur im Dessauer Zweige des Anhalter Hauptstammes blüht, hatte sich mit dem Brandenburgisch-Preussischen Königshause damals schon zweifach verschwägert. Der große Kurfürst von Brandenburg und Fürst Johann Georg von Dessau hatten zwei Schwestern, Prinzessinnen von Dranien, geheiratet; Dranienburg bei Berlin, Dranienbaum bei Dessau erhalten das Andenken an die oranischen Schwestern. So waren König Friedrich I. und der alte Dessauer durch ihre Mütter rechte Vettern. Dann aber hatte der Stiefbruder des ersten Königs, der kriegerische Markgraf Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, die Prinzessin Johanne Charlotte, des alten Dessauers Schwester, zur Gemahlin genommen und so das Band der Verwandtschaft zwischen beiden Häusern noch enger geknüpft. Der jüngste Sohn aus dieser Ehe war Markgraf Heinrich Friedrich, geb. 1709. Er war 1738 ein höchst eleganter Officier, aber von leichten Sitten, nicht ohne Witz, aber schwachen Charakters, kleinlich und egoistisch, Oberst des Regiments zu Fuß Nr. 12 in Prenzlau und durchaus kein Günstling des strengen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. Die Mutter glaubte ihren Sohn nicht besser zu einem ernsten und ordentlichen Leben führen zu können, als durch die Vermählung mit einer gescheuten und energischen Frau.

Sie dachte dabei an ihre Nichte Leopoldine, an „Poltinigen“, wie die Prinzessin auf gut Dessauisch von Eltern und Geschwistern

\*) Leopoldine Marie, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, geb. Prinzessin von Anhalt (aus den nachgelassenen Papieren ihres Gemahls) von A. von Witzleben. Dessau 1870. Barth.

nicht nur genannt, sondern auch geschrieben wurde. Poltinigen hatte ihre Kindheit in Dessau und Oranienbaum heiter und wild verlebt; mit Lernen waren die Kinder des alten Dessauers nicht sehr gequält, doch war auf guten Religionsunterricht streng gehalten worden. Sie sprach fertig französisch, aber mit der Rechtschreibung nahm sie es gar nicht genau und in der Handschrift zeigte sie sich ganz als ihres Vaters Tochter; auch sie konnte oft das nicht lesen, was sie selbst geschrieben, und tröstete sich wie ihr großer Vater damit, daß sie es auch nicht für sich, sondern für Andere geschrieben habe. Aber freilich auch von den Anderen waren nur wenige im Stande, den Sinn ihrer Briefe sicher und völlig zu entziffern.

Dafür war die junge Dame (damals 22 Jahr alt) klaren Verstandes, sehr lebhaft, selbst heftig, aber von herzwinnender Freundlichkeit und unerschütterlichem Wohlwollen, dabei eine sehr schöne Erscheinung, groß, von vollen Formen, anmuthiger Haltung, liebreizend und immer heiter. Die Tante Johanne Charlotte lud sie nach Stolzenberg bei Landsberg, sie lernte dort den Markgrafen Heinrich kennen, dieser verliebte sich in sie, und noch zu Ende des Jahres 1738 verlobte sie sich ihm. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Poltinigen die Leidenschaft des Markgrafen erwiderte, denn am 9. December 1738 schrieb sie ihrer Schwester Wilhelmine: „Mein Glück ist unaussprechlich, ich hätte nur gewünscht, meine Schwester hier zu sehen.“ Die Hochzeit wurde am 13. Februar 1739 zu Dessau gefeiert. König Friedrich Wilhelm I. unterzeichnete den Ehevertrag, obwohl er sich schwer darüber geärgert hatte, daß der Markgraf nicht zur rechten Zeit selbst um seine Einwilligung gebeten, sondern das dem Fürsten Leopold, seinem Schwiegervater, überlassen hatte. Der König schreibt an diesen: „Es hat also dieser Prinz Heinrich gegen sein devoirs gehandelt, daß er Mich, als seinen Kriegsherrn und Chef von der Familie, vorbeigegangen.“ Nur die aufrichtige Freundschaft, die den König mit dem alten Dessauer verband und der Respect, den er vor dem großen Kriegsmann hegte, hielt ihn ab, dem Markgrafen seine Ungnade fühlen zu lassen. Ferner wieder und immer wieder muß der Fürst Leopold für seinen Schwiegersohn bitten und gute Worte einlegen; man begreift, daß Markgraf Heinrich es durch seine „schlimme Conduite“ gründlich mit dem Könige verdorben hatte, und daß dieser ihm nicht das geringste Vertrauen schenkte. Unterdeß lebte das junge Ehepaar in Prenzlau glücklich, die reizende Frau tröstete den Gemahl über die Ungnade des Königs, und ihre Briefe sprachen rückhaltlos ihre volle Zufriedenheit aus. Sie wußte klug in Frauenweise sich bald dem Markgrafen auch in kleineren Dingen unentbehrlich zu machen. Sie verlangte einmal von ihrer Schwester Wilhelmine das Recept einer Karpfensauce mit Sardellen, wie sie der Hofkoch Bierwirth in Dessau machte, bald schilderte sie launig ein Regimentsspekt, bei welchem man nach der Trommel gewalst. Als Friedrich Wilhelm I. 1740 starb, kam das Paar zur Besetzung nach Berlin. Friedrich II., die Königin Elisabeth und die Königin-Wittve bezeugten der jungen Markgräfin viel Guld und Freundschaft. Bei Wollwitz führte der Generalmajor Markgraf Heinrich den rechten Flügel des zweiten Treffens, aber er mußte da was versehen haben, denn mit des Königs Günst war es vorbei, er fand keine Verwendung mehr bei der Armee, auch im zweiten schlesischen Kriege bekam er trotz seiner Bitten kein Commando. Während dieser Zeit war die Ehe glücklich, die Ueberschriften und die Unterschriften der zahlreichen Briefe beider Eheleute wimmelten von zärtlichen Benennungen und Schmeichelworten. Die Markgräfin hielt ihren Gemahl auch ab, den Abschied zu fordern und sich dadurch gänzlich mit dem Könige zu überwerfen. Am 29. Januar 1742 schrieb die Fürstin Anna Louise an ihren ältesten Sohn Leopold Maximilian: „Es ist der Markgraf Heinrich nebst Poltinigen am 20. hier angekommen, wie lange sie hier bleiben, weiß ich nicht. Die Langeweile, die sie hier haben, lassen sie sich gefallen und sind recht wohl. Der König hat ihn sehr gracieux permissirt.“ Am 18. August 1745 wurde dem Markgrafen eine Tochter Friederike Caroline Leopoldine Louise geboren, die später Nebenbuhlerin von Herford wurde. Am 24. September 1750 die zweite Tochter Louise Henriette Wilhelmine, die sich 1767 mit dem Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau vermählte. Aber nun erschienen auch die ehelichen Verhältnisse vielfach getrübt. Der Markgraf fühlte sich offenbar gedrückt durch die geistige Superiorität seiner Gemahlin, die fortwährend bemüht war, dem Schwächling einen Hauch ihrer eigenen Thakraft einzuflöszen, und dadurch über ihn eine allerdings nicht vollberechtigte Herrschaft erlangte. Wahrscheinlich wurde der Markgraf verspottet als Pantoffelheld, er brach plötzlich die Herrschaft und setzte sich eigenmächtig, wie alle Schwächlinge sind, auch in den geringsten Kleinigkeiten, gegen seine Gemahlin. Die Markgräfin aber konnte es ganz naiv gar nicht begreifen, daß ihr Gemahl ihr nicht mehr aus Wort gehorchen wollte, wie es Jahre lang gethan. Nun kam noch Eifersucht hinzu, der Markgraf huldigte der Hofdame seiner Gemahlin, und diese entließ Fräulein von Maskow des Dienstes. Der Obristlieutenant Prinz von Holstein huldigte der Markgräfin, und der Markgraf machte ihr darüber höchst ärgerliche Scenen, obwohl er niemals an eine Untreue seiner Gemahlin glaubte, auch das ausdrücklich mehrfach erklärte.

Nun verklagte der Markgraf seine Gemahlin beim Könige, aber der große Friedrich antwortete ihm sehr kühl, er hätte lieber gar nicht heirathen sollen und jetzt solle er keinen Gelat vor der Welt machen und Alles in der Stille abthun. Auch bei dem Bruder, dem regierenden Fürsten Leopold Maximilian klagte der Markgraf, dieser wies Schwester und Schwager ernst und würdig auf ihre Altargelübde hin. Weides blieb ohne den gewünschten Erfolg, die Streitigkeiten zwischen den Eheleuten wurden mit jedem Tage neu, und selbst des großen Friedrich sehr nachdrückliche Complimente änderten Nichts daran.

Endlich verlangte der Markgraf, der ersichtlich auch von gewissen Personen dabei beeinflusst wurde, vom Könige geradezu, er solle ihn von seiner Gemahlin trennen, und Friedrich, der die Sache keineswegs für unwichtig ansah, schrieb an den Fürsten Leopold Maximilian und trug demselben an, die Markgräfin entweder nach Dessau zu nehmen oder ihm zu überlassen, sie auf eins der ihm, dem Könige, zustehenden etwas entlegenen Schlösser zu bringen und sie dort unter Aufsicht einer zuverlässigen Hofmeisterin zu stellen.

Fürst Leopold Maximilian antwortete, der König sei Richter über seine Schwester, da sie eine Prinzessin des königlich preussischen Hauses geworden, er könne sie deshalb, wenn sie „coupable zu sein überführet“, auch auf eins seiner Schlösser bringen lassen, er bitte aber den König, keinen Spruch in dieser Sache zu thun, ohne seine Schwester die Markgräfin vorher genügend zu hören. Der Fürst verlangte also eine Untersuchung, aber eine solche wollte der König vermeiden. Die arme Markgräfin schrieb nun auf den

treuen Rath ihres Bruders einen demüthigen Brief an den König und eine wehmüthige Abbitte an ihren Gemahl. Es war aber zu spät, der große Friedrich erkannte sehr richtig, daß zwischen diesen beiden Gemüthern eine Versöhnung doch keinen Bestand haben könne, und hatte die Trennung bereits beschlossen. Er gab ihr die verwitwete Majorin von Krummersee zur Oberhofmeisterin und bestimmte das Gouvernementsgebäude in Colberg zur Wohnung. Befahl auch, daß ihr dort alle Distinction erwiesen, und ihr alle honette Freiheit gelassen werden sollte, nach Gefallen in Gesellschaft ihrer Oberhofmeisterin promeniren zu fahren.“ Der Markgraf mußte sich verpflichten, ihr ein Jahrgeld von 3000 Thlr. zu zahlen und ihr die Mitgift (45,000 Thlr.) mit 2250 Thlr. jährlich zu verzinsen. Der König versprach, für eine gute education ihrer beiden Töchter und die richtige Auszahlung der Gelder Sorge zu tragen. Der Minister Graf Podewils und später auch der Minister Graf Hindenburg nahmen sich der armen Markgräfin immer treulich an.

In der Nacht vom 20. zum 21. Mai 1751 lagen die kleinen Prinzessinnen Friederike (6 Jahr alt) und Louise (8 Monat alt) schon im tiefsten Schlafe, als die Mutter die lieben rosigten Gesichter mit ihren Küssen bedeckte und mit ihren Thränen überschwemmte — zum letzten Male. Dann stieg sie, der das Herz zu brechen drohte, in ihren Reisewagen — sie hat ihre Kinder nie wieder gesehen.

Am 23. Mai traf die Markgräfin in Colberg ein und stieg im Gouvernementsgebäude in der Domstraße, den Prälatenhäusern gegenüber, ab. Dort bewohnte sie drei Zimmer zu ebener Erde, auf der andern Seite war das Tafelzimmer. Im obern Stock war die Wohnung der Oberhofmeisterin und der Hoffräuleins.

Es war gewiß ein hartes Schicksal für die junge Markgräfin, sich so plötzlich getrennt zu sehen von ihren geliebten Kindern, von ihren dessauischen Geschwistern, von ihrem ganzen bisherigen Leben; Colberg war ein stiller, nüchtern, kleiner Ort, der ihr Nichts bieten konnte. Der alte Obrist von Fellermann war ein braver Soldat, durchaus ehrenhaft, aber er hatte als Commandant seine festen Instruktionen. Die Frau von Krummersee war wohl eine rechtschaffene Frau, aber es lag klar, daß sie von der Markgräfin lediglich als eine Aufpasserin und Berichterstatlerin des Markgrafen betrachtet wurde, der in seiner Zämmlichkeit ein offenes Ohr für jede Verdächtigung hatte. Die Markgräfin war gänzlich vereinsamt in Colberg, sie verstand nicht einmal die Sprache der Leute, die damals durchweg Plattdeutsch redeten. Sie litt entsetzlich an Heimweh und an Sehnsucht, sie schrieb Briefe auf Brief an ihre Geschwister voll Bitten, sie möchten ihre Schwester in Trübsal nicht verlassen und Schritte zu ihrer Befreiung thun. Und ihre dessauischen Brüder und Schwestern haben auch nicht nachgelassen, sie waren unermüdetlich in brüderlichen Anstrengungen und schwesternlichem Trost. Die Kinder des alten Dessauers gaben ein schönes Beispiel treuer Geschwisterliebe. Aber auch viele andere Prinzen und Fürsten, Generale und Minister waren voll Theilnahme für sie und sicherlich hätten sie auch den Gemahl zur Veröhnung vermocht, wenn sich dieser Schwächling nicht gefürchtet hätte, inconsequent zu erscheinen; in eine Scheidung aber würde er gar zu gern gewilligt haben, obgleich dafür kein vollwichtiger Grund vorlag, denn er selbst hatte vor dem Markgrafen Karl und dem General von Rothenburg die Erklärung abgegeben, daß er seine Gemahlin nie der Untreue geziehen habe, daß er vielmehr von der ehelichen Treue derselben fest überzeugt sei. Friedrich der Große aber wünschte, so scheint es, weder eine Ausöhnung noch eine Scheidung.

Wenn man den ganzen Verlauf dieses traurigen Handels verfolgt, so drängt sich von selbst die Ansicht auf, daß die Markgräfin wahrscheinlich das schuldlose Opfer der preussischen Hauspolitik von damals geworden ist. Das königliche Haus mußte den Rückfall des großen Schwedischen Majorats wünschen. Möglich, daß schon König Friedrich Wilhelm I. deshalb die Vermählung des Markgrafen Heinrich so ungerne gesehen, möglich aber auch, daß der Markgraf dieses wußte und deshalb nicht vorher die Erlaubniß bei ihm einholte, sondern nachträglich durch den alten Dessauer den Consens erbitten ließ. Jetzt nun, da von der ganzen Brandenburgischen Nebenlinie, der Nachkommenschaft aus der zweiten Ehe des großen Kurfürsten mit Dorothea von Holstein, außer dem Markgrafen Heinrich und seinem Bruder Friedrich nur weibliche Descendenz da war, stand der Heimfall des reichen Majorats an die Krone zu erwarten. Darum wünschte Friedrich der Große weder eine Versöhnung der Gatten, in deren Folge männliche Descendenz wieder möglich wurde, noch wirkliche Scheidung; denn Markgraf Heinrich konnte sich wieder vermählen, und auch dann stand die Aussicht auf Heimfall auf schwachen Füßen. Freilich fehlt dieser Ansicht jeder Beweis, aber es gibt eine Logik der Thatfachen, welcher schwer zu widersprechen ist.

Indessen arbeiteten die dessauischen Geschwister immer weiter, sie wurden wirklich niemals müde, sie ließen ihr „Poltinigen in Colberg“ nie aus den Augen, und kurz vor seinem Tode noch hatte es Fürst Leopold Maximilian so weit gebracht, daß der König ihm sehr gütig schrieb, er werde zwar keine Untersuchung zulassen, aber dem Fürsten vorzuschlag, ihm die Schwester nach Dessau zu senden, wenn er sich verbürge, daß dieselbe dort keinerlei Extravaganzen mache. Nun hatten das die Anhaltiner bis jetzt mit gutem Grunde abgelehnt, denn die Zurücknahme ihrer Schwester nach Dessau hätte auf dieselbe den Schein einer schweren Schuld geladen, sie durften das nicht, aber möglicher Weise hätte Fürst Leopold Maximilian doch einen Ausweg gefunden. Leider starb er, sein Nachfolger war ein unmündiger Knabe, und dessen Vormund, Fürst Dietrich von Anhalt, war eben nur Vormund, nicht regierender Herr; ihm waren schon in Bezug auf die Geldkosten die Hände gebunden. Aber auch er ließ es nicht an Bemühungen fehlen, immer ist auch für ihn „Poltinigen in Colberg“ ein Gegenstand brüderlichster Theilnahme. Aber kein Schritt hatte Erfolg, es war eben ein mächtiger Wille da, der nicht zu beugen war.

Vielleicht hätte sich die arme Markgräfin in den traurigen Aufenthalt eingelebt, wo sie oft Monate lang ohne Nachricht von ihren Kindern und ihrer Familie blieb, wenn man ihr nicht das Leben dort durch ewige Kränkungen, Verleumdungen und Klatschereien blutjauer gemacht und ihr die armseligen 5250 Thlr. gezahlt hätte, die man ihr versprochen. Aber in den Jahren 1758 bis 60 zahlte der Markgraf nur 1200 Thlr. jährlich. „Poltinigen in Colberg“ hätte hungern müssen und frieren, wenn die treuen Geschwister sie nicht unterstützt hätten. Es war eine solche Armseligkeit, daß der Haushofmeister erklärte, es sei unmöglich, mit 50 Thlr. monatlich die Markgräfin, ihre beiden Damen und sechs Domeistiken zu speisen.

(Schluß folgt.)

### Die Dame ohne Herz.

Roman von Karl Heigel.

(Fortsetzung.)

Während der Pfarrer seinem Sängere die Schönheiten der Composition erklärt, schaut Franz, der Stalljunge und Kaskant, vom erhabenen Standpunkte in die Kirche hinunter, wo durch ein offenes Fenster eine Schwalbe lustig aus und ein fliegt.

Das erinnert ihn an ein zerbrochenes Stallfenster, das einem Schwalbennest als Flugloch dient, und weil unter demselben Fenster just seine Lagerstätte steht, wandern seine Gedanken weiter, ob wohl Anderl, der Stallchef und Leibkutscher, jetzt wie gewöhnlich auf seinem — Franzens — Bett den Nachmittags-schlaf halte.

Dann zieht er einen grasgrünen Apfel aus der Hosentasche, beißt hinein und steckt ihn wieder ein. Zur rechten Zeit, denn in derselben Secunde commandirt ihn der Pfarrer....

Franzens Amt beginnt, und zu seinem Lobe sei gesagt: er übt es eifrig und übt es gern.

Franz tritt die Bälge, die Bälge geben der Orgel Athem.

Wenn nach den Eingangstropfen des Sängers das Instrument fortissimo einfällt, geschieht es dadurch, daß ein Luftstrom gegen die scharfe Kante in einer gedachten Pfeife bläst, ein Geschwirr erzeugt, aus welchem gewisse Schwingungen durch die Resonanz der Pfeife verstärkt und in einen musikalischen Ton verwandelt werden.

Dieser Ton pflanzt sich aus der Kirche ins Freie fort und steigt nicht „von Wind und Sturm beflügelt“, sondern nur durch die größere Dichtigkeit der Luft unten verstärkt, in die leichtere Luft empor, welche die Felsenkuppe des Mönchsteins und die zwei einsamen Wesen droben, die Ringenden umgibt.

Nur ein mechanischer Vorgang zwischen unten und oben; Bewegung.

Die Bewegung — die Tonschwingung — theilt sich dem Gehörnerven Leo's und Helenens mit und wird im Gehirn zum Schall.

Doch dieser Schall ist Musik. Musik — in regelmäßigen Intervallen auf einander folgende Anstöße, welche das Trommelfell erhält.

Das tiefe C, womit die Orgel beginnt, macht so und so viel Schwingungen in der Secunde.

Aber dies so und so viel rettet Helene vom Tode.

Leo horcht —

Und wie in der unsterblichen Dichtung Glockenklang und Chorgesang dem lebensmüden Faust den Giftbecher vom Munde ziehn, entführt der tiefe Orgelton dem Mann auf dem Felsen den Mordgedanken.

Er blickt von Helene empor, und sie, die schon in die Kniee gesunken, fühlt, wie der eiserne Griff seiner Hände nachläßt.

Sie erwägt — eine Secunde, nachdem sie sich mit dem Gedanken der Vernichtung vertraut gemacht, erwägt sie schon wieder.

Stürzt sie ihn jetzt schnell wie der Blitz vom Rande — selbst wenn ihr Verzweiflung die Kraft dazu gibt — reißt sein Fall sie mit hinab; springt sie auch nur, um zu fliehen, jach empor, kehrt er wahrscheinlich zu seiner Absicht zurück —

So bleibt und harret sie in ihrer knienden Stellung.

Erst, da er sie völlig frei läßt, um sein Gesicht in die Hände zu bergen, richtet sie sich langsam und geräuschlos auf —

Er hat sie vergessen — nein, jetzt blickt er wieder auf sie — und aber weicht zurück und streckt die Arme abwehrend gegen sie aus, wie vor der Erscheinung eines bösen Geistes.

Sie entfernt sich, das Antlitz ihm zugewendet, langsam, bis wo der Pfad um den Felsen biegt —

Dann schießt sie, flieht mit der behenden Hast einer Gemse, welche dem Jäger entrann.

Da Helene im Schloßhof ankommt, hat Orgelklang und Gesang in der Kirche längst geendigt, statt dessen klopfen die Diener unterm freien Himmel Teppiche und Möbel aus. Einige Bäuerinnen sitzen, Kränze windernd, zwischen Haufen Tannenzweige, von deren dunklem Grün das Roth der Schürzen sich leuchtend abhebt. Zwei derbe Mägde befördern eben einen Spießer, der an irgend einem lustigen Orte seine Würbezeit abgehangen, quer über den Hof nach der Küche, wo man, wie der Duft verräth, mit der Bereitung der Fonds und Coulis schon beschäftigt ist.

In der Säulenhalle ruht Helene, der heute selbst das neugierigste Dorfkind keine Aufmerksamkeit schenkt, zum ersten Mal sich aus — aufrecht, den Arm leicht auf das Marmorgeländer stützend, mit dem einen Fuß auf der untersten Stufe.

Ihr Antlitz hat die klare Farbe wie immer, und wenn ein gelöster Haarsträhnen über dem Busen zittert, so scheint dies wenn nicht Absicht, doch ein anmuthiger Zufall. Ja, ihre Brust athmet schon nicht mehr schwerer, als nach einem etwas raschen Gang.

Zum Grafen zu gehen, war ihre erste Absicht, denn er vor Allen muß sie, muß Alle schätzen.

Sobald aber Helene, an der Schwelle seines Hauses angelangt, sich völlig faßt, zaudert und überlegt sie....

Ein Diener kommt die Treppe herab.

Helene hemmt seine Eile, indem sie nach Wanda fragt.

„Das gnädige Fräulein sind auf ihrem Zimmer.“

„Und der Graf?“

„Der Herr Graf sind im Flügel nebenan, in den Staatszimmer.“

„Und die anderen Herren?“

„Herr von Biele machen droben ein Schläschen, und Herr Egon spielen im Erkerzimmer mit sich Karten.“

Sie dankt dem Diener und steigt zögernd die Stufen hinauf.

Noch ist sie nicht entschlossen.

Allein ist nicht Gefahr im Verzug? Muß sie nicht um ihretwillen warnen? Aber warum soll der Graf oder Herr von Biele das Entsetzliche zuerst aus ihrem Munde hören? Soll sie's Wanda entdecken? Das wäre Rache, indessen braucht sie ihre Cousine noch....

Da wäre dann der Bruder des Unglücklichen — der Bruder!

— ja, ihn will sie zum Vertrauten wählen.

Egon steht beim Eintritt Helenens vom Spieltisch auf. Er hatte sich aus Langerweile eine Patience gelegt.

„Endlich! Wissen Sie, daß ich Thretwegen schon in Unruhe war?“

Mit einem ironischen Blick auf die Karten, geht sie vor den Spiegel und ordnet ihr Haar.

„Ich habe einen Spaziergang gemacht, eine kleine Gebirgstour; ich war auf dem Mönchstein.“

„Sie auf dem Mönchstein? ohne Führer?“

„Ohne Führer.“

Er mißt sie mit glänzenden Augen. Ja, sagt er sich, schön wie ein Engel und muthig wie eine Hexe. Es lohnte sich, ihretwegen einen dummen Streich zu begehen.

Helene hat auf einer Chaise longue Platz genommen. Sie fühlt das Behagen der Sicherheit und Ruhe nach der überstandenen Lebensgefahr. Doch solchem Wohlgefühl ganz sich hinzugeben, ist jetzt nicht die Zeit. Sie blickt sinnend vor sich hin, ein Seufzer entflieht ihr.

„Sie seufzen?“ sagt Egon, indem er der im heiteren Gespräch, wie im ernstlichen Nachdenken, in der Bewegung wie in der Ruhe Entzückenden folgt; „Sie seufzen? Schmerz es Sie, von jenen Höhen, wo die Freiheit wohnen soll, zu uns armen Sclaven zurückzuführen? Doch nein, Sie schwärmen ja nicht. Also galt Ihr Seufzer Anderem? Ich möcht' es wissen.“

Er tritt näher und fährt mit Wärme fort: „Aus eigenmüthiger Absicht, Helene, denn ein Schatten auf Ihrer Stirn betrübte mich, Ihr Lächeln ist mein Himmel.“

Sie schlägt die Wimpern auf und forschet in seinen Zügen.

Ein männlich schönes Gesicht. Während sie, vom bequemen Pfahl, zu Füßen einen weichen Teppich, in der prächtigen Umgebung, es betrachtet, muß sie unwillkürlich an das furchtbare Antlitz denken, das an des Abgrunds Rand über sie sich beugte. Keine Aehnlichkeit! Egon's Augen strahlen nur von der Bewunderung, welche Blumen auf die Wege streut.

„Ich bitte Sie, Herr von Holberg,“ antwortete sie endlich, „nicht jetzt diese Phrasen, welche mich nie überzeugen; nicht jetzt, während mir das Herz zu springen droht!“

„Das Herz? Ihnen? ... Sie schienen eben doch so heiter, so ruhig!“

Das Wort reizt sie. „Ruhig ich!“ springt sie auf.

Ja, nun ist kein Blut mehr in ihren Wangen, nun glühen ihre Augen, nun wogt die Brust.

„Hat man Sie beleidigt?“ fragt er, und der rasche feste Griff, womit er ihre Hand umspannt, sagt Mehr, als alle bisher verschwendeten Schmeicheleien.

„Beleidigt? Ja — Und doch — nein! nein!“

„Wer? Mir müssen Sie es sagen!“

„Ihr Bruder —“

„Leo!“ unterbricht er sie; „wo sahen Sie ihn?“

„Auf dem Mönchstein —“

Er stößt plötzlich ihre Hand von sich: „Leo!? Ah, mein Fräulein, Der wagt sich so hoch nur, wenn man ihn ruft —“

Sie mißt ihn vom Scheitel zur Sohle, dann wendet sie sich zum Gehen — da liegt er zu ihren Füßen und fleht: „Vergeben Sie mir!“

Sie lächelt verächtlich auf ihn herab. „Und doch sind Sie ihm ähnlich!“ spricht sie. „So kniete gestern Ihr Bruder vor Wanda, nachdem er sie beschimpft ...“

„Mein Bruder ist — Aber bei meiner Ehre beschwör' ich Sie, glauben Sie nicht, daß ich jetzt eine Ihrer und meiner unwürdige Scene spiele! Helene, ich liebe meinen Bruder; trotz seinen Launen und Wunderlichkeiten liebte ich ihn bis zur Stunde; ich verdanke ihm Alles. Doch wenn er Sie beleidigt oder — Nein — Nein —“ Er erhebt sich und schlägt krampfhaft die Finger in einander.

„Oder?“ fragt Helene kalt, „was meinen Sie mit diesem Oder?“

„Oder wenn er zwischen uns sich drängt, dann vergef' ich alle Liebe, alle Dankbarkeit und züchtige ihn wie jeden Anderen.“

„Das werden Sie nicht, sondern ihn bemitleiden, beweinen, denn Ihr Bruder ist — ach, warum muß ich die Erste sein, die das Schreckliche entdeckt und erlebt — Ihr Bruder ist — wahnsinnig.“

Egon starrt sie entsetzt an und stammelt Unverständliches.

Da führt sie ihn mit sanfter Hand zum Sopha und setzt sich neben ihn und erzählt ihre Begegnung mit Leo.

Nachdem sie geendigt hat, erhebt sich der Tieferschütterte und sagt, ihre Hand küssend: „Verzeihen Sie, wenn ich der Freude über Ihre Rettung nicht jetzt schon Ausdruck gebe — O, mein Bruder! mein armer Bruder!“

Da er sich entfernen will, fragt Helene, was er beabsichtige.

„Ich mache sofort dem Onkel Mittheilung. Ich hole selbst einen Arzt.“

„Das dürfen Sie nicht thun.“

„Warum nicht ich? Eben ich!“

Sie neigt sich zu ihm, so nah, daß er ihren Athem fühlt, und flüstert ihm Etwas ins Ohr.

Er fährt betroffen auf. Aber ihre Augen verfolgen, bannen, bezaubern ihn. Sie reden eine Sprache, wie er sie von Lippen nie gehört, eine leidenschaftliche, sinnverwirrende, zu allem Bösen beherzt machende Sprache.

„Helene,“ ruft er zuletzt, „Sie sind ein Dämon!“

Damit endigt ihre Unterredung; der Graf tritt ein, vergnügt in die Hände klatschend, wenn auch hochroth im Gesicht und mit zerzaustem Haar.

„Was sagst Du zu meiner Idee, lieber Junge,“ ruft er schon auf der Schwelle, „ich lasse unserm Gast, meinem theuren König zu Ehren heute Nacht auf dem Mönchstein ein Freudenfeuer brennen!“

Seine Majestät kamen zur gemeldeten Stunde pünktlich an. Dem Empfang fehlte es, Dank dem Schauplatz, nicht an Großartigkeit. Ein wolkgiger Himmel warf abwechselnd Schatten und Mondlicht über die ernste Landschaft; das Schloß aber, von unten bis oben mit Fahnen und Guirlanden phantastisch aufgezupft, stand inmitten der Felsenwacht in rother Gluth, dem Schein der im Hofe brennenden qualmenden Wechpfannen.

Eine Viertelstunde später tritt der König in den lichterhellen Saal, wo des Grafen Gäste und einige Honoratioren des Fleckens in ehrfurchtsvoller Stille ihn erwarteten. Die Damen decolletirt und mit langer Schleppe; Wanda unglücklich, daß keine Zeit mehr gewesen, sich eine Robe nach dem neuesten neuen Schnitt aus der Residenz zu verschreiben.

Des Königs Begleiter nach Helmburg sind nur sein Adjutant und ein norddeutscher Herr; letzterer ein Bekannter für Einige in der Gesellschaft: Legationsrath Burg. Aber wer hat für einen Legationsrath Interesse, wenn er mit einem König kommt!

Seine Majestät richteten bei der Vorstellung einige huldvolle Worte an Jeden. ... Vielleicht hörten nur Helene und Egon, was er sagte. Die Anderen erstarben.

Dann begibt man sich zur Tafel. ... Sie ist recht feierlich. Einige der Anwesenden werden nur dadurch enttäuscht, daß seine Majestät wie ein anderer Sterblicher aßen und tranken.

Der Graf hat fortwährend mit seiner Nahrung zu kämpfen. Mein guter König, murmelt er immer und immer wieder, wie er seinem Vater ähnlich sieht!

Jedenfalls ist der König eine sehr anmuthende Erscheinung, an Jahren jung; schlank gewachsen; von stolzer Haltung, mit der ein freundlicher Zug um den Mund und ein offenes Auge auch den Sensitivsten veröhnte.

Einmal streift sein Blick zu Helene hinüber, die zwischen Burg und dem Pfarrer sitzt, eine königliche Schönheit an der Königstafel. Da er ihn wieder wegwendet, begegnet er demjenigen Leo's und muß sich gestehen, daß dieser Gast ein sehr finsterner Gast sei. ... Ist er ihm vorgestellt worden? Er erinnert sich dessen nicht, und Niemand hätte es ihm sagen können. Leo ist eben da, oder vielmehr, er ist an diesem ereignisreichen Abend für Niemand da. Ja doch, sein Bruder betrachtet ihn zuweilen mit besorgtem Blick, kann jedoch nichts Beunruhigendes an ihm entdecken.

Nach aufgehobener Tafel plaudert der Monarch noch recht leutselig mit Diejem und Jenem, am längsten mit seinem Wirth und dessen zukünftiger Schwiegertochter. Da der Fürst des glücklichen Bräutigams nähere Bekanntschaft zu machen wünscht, ist Leo nicht da. Sein Bruder springt vor und entschuldigt den „blöthlich Unwohlgewordenen“. Seine Majestät bedauern, der Graf selbst sich zornig in die Lippe.

Dann begibt sich der Fürst in seine Gemächer. — Er hat den Grafen, der ihm das feierliche Geleite gab, in Gnaden entlassen und wendet sich jetzt an Burg und den Adjutanten.

„Sie müssen noch bleiben, meine Herren,“ sagt er mit freischem, fröhlichem Ton. „Liegt dieses Schloß nicht herrlich?“ Er geht ans Fenster. „Treten Sie näher, meine Herren; der Blick ist lohnend — Ah, sehen Sie — eine neue Ueberraschung!“

Dort, über der Kirche, auf hohem Bergesgipfel leuchtet eine Flammengarbe: das Freudenfeuer auf dem Mönchstein.

sind sie an dem Punkt der Bergstraße angelangt, von welchem man auf Helmburg niederfiehet... Ein Aublick von grauenvoller Schönheit bietet sich ihnen:

Schloß Helmburg steht in Flammen.

(Fortsetzung folgt.)

Dämmerstunde.

Gemälde von J. G. Meyer von Bremen.

Im Vorwort zu einer der ersten ihrer kleinen Dorfgeschichten, dem „Mare au diable“, beklagt George Sand am Schickal des ländlichen Arbeiters besonders das Eine: daß ihm durch die Natur seiner Arbeit, ihre Härte und Mühsal, ihre alle Zeit und Kraft des ihr hingegebenen Menschen absorbirende Art die Fähigkeit genommen sei, sich der Schönheit, des künstlerischen Reizes der ihn umgebenden Welt, dessen wir uns zu erfreuen vermögen, bewußt und froh zu werden. Was ist dem mit der Sichel über das hohe Gras gebeugten Tagelöhner oder der Mählerin die laftige Farbenfrische und Pracht des grünen Teppichs? Was dem Schnitter der Aublick des wogenden Aehrenfeldes? Dem Pflüger, dessen Auge auf die Furche gerichtet ist, die seine Pflugchar in die braune Ackererde reißt, der malerisch reizende Contrast zwischen diesem energischen Ton der Nähe und dem immer feiner und feiner abgedämpften Blau der Fernen, und der lustige Wechsel von Sonnenglanz und Wolfens Schatten, die über Ebene und Berge hinwegziehen? Auch die Sonntagruhe läßt den Landarbeiter zu dem, was der kultivirte Reflexionsmensch, der Mensch der städtischen Bildung, Erziehung und Lebensart, Naturgenuß nennt, nicht gelangen. Was Jenen an der ihn umgebenden Landschaft in den seltenen Stunden des Ausruhens erfreut, ist von durchaus anderer Art, hat keinen Zusammenhang mit irgend welchen künstlerischen Instincten.

Darum freilich wird die holde Anmuth, welche ein schöner Frühlings- oder Sommertag über die lachende Welt ausgießt, auch für ihn nicht verloren sein. Die Sonne geht auf über Gerechte und Ungerechte, und die Schönheit weckt das Wohlgefühl in der naivsten Seele so gut, wie in der durchbildetsten und bewußtesten.

Diese junge Harzerin oder Thüringerin auf Meyer's Bilde, die, müde vom Grasschneiden, heimwärts kehrt über die Berge und auf der alle Nebenhöhen weithin beherrschenden Kuppe am alten Gemäuer dort ein paar Minuten ausruht, ihr Bündelchen selbstgehackten Viehfutter vor sich auf den Quadern, den kräftigen Arm auf des Korbes Deckel, die sonnengebräunte, blühende, heiße Wange in die Hand gestützt — auch sie ist zum Reflectiren über das, was dort „so unvergänglich in Schönheit ihr zu Füßen ruht“, nicht geschaffen. Aber wie eine süße Ruhe, und zugleich wie ein unbestimmtes Verlangen und Sehnen kommt es doch auch über sie bei dem Aublick. Die Sonne schwindet eben hinter den fernsten westlichen Höhen. In um so wärmerem Rosenroth erglänzen die oberen Luftschichten und die weißen, kleinen, leichten, zerflatterten Flockenwölkchen, die dort im Blau schwammen. Das schwärzliche Dunkel der Waldberge zunächst diesem Standpunkt ist wie von einem tiefen Purpur durchzogen. Der aus den Thälern aufsteigende Nebel der Waldwiesen legt sich wie ein feiner Schleier zwischen die vorliegenden Höhenzüge und die nächst folgenden. Der waldige Rücken jedes der letzteren ist eingetaucht in immer zarteres und zarteres Blauviolett. In einer Art von goldigem Duff fließen die fernsten, unkörperlich, wie hingehaucht auf den Fond des Abendhimmels, mit diesem selbst zusammen, während drüben im Osten kühles Bleigrau den Himmel färbt, und nach dem letzten Strahl des sinkenden Tagesgestirns alle Höhen dort, deren Gipfel noch eben so purpurn erglüheten, ernst, farblos, dunkel, fast traurig daliegen. Es ist die Stunde von Goethe's „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“, das er auch auf solcher Thüringischen Höhe, dem Gittelhahn, einst an die Wand der Bretterhütte dort schrieb, den wunderbarsten Naturlaut, welchem die höchste lyrische Kunst je Wort und Form geliehen hat. „Warte nur, balde ruhest auch Du!“ Diese tröstliche Gewißheit ist es sicher, die in diesem Augenblick durch die Seele der jungen, von harter Tagesarbeit müden Mählerin zieht, vielleicht das unbestimmte Lächeln auf ihre frischen Lippen ruft. Vielleicht aber ist's noch



Der König blickt eine Weile schweigend in die Landschaft. Dann wendet er sich, plötzlich ernst, nach dem Legationsrath um. „Und über diese friedlichen Thäler soll ich, ich selbst den Krieg und seine Schrecken rufen?“

„Majestät, diese Thäler dürften schwerlich die Wahlstatt sein?“

„Gleichviel; die Opfer nimmt der Krieg sich überall. Doch — für heute keine Politik! — Wie heißt die Dame, die zu ihrer Rechten saß? Nein, helfen Sie mir nicht! ich muß mich daran gewöhnen, Namen zu behalten. ... Fräulein Waldemar! nicht? — Sie ist eine Schönheit. Hat sie auch Geist?“

„Sie ist auch geistvoll, Majestät.“

„Eine Idee, lieber Baron!“ wendet sich der Fürst lebhaft an den Adjutanten. — „Ich dulde keinen Einwurf! — Wir setzen uns zu Pferde, reiten nach Schwanzsee, plündern meinen Gärtner und überraschen morgen die Damen mit Blumenpenden! Es ist Elf; um Zwei sind wir wieder zurück.“

Bald darauf klappern die Pferdehufe über den Hof, den jetzt die Schatten der Wolken und Gebäude bedecken.

Das königliche Lustschloß liegt im jenseitigen Thal. ... Die von dort Zurückkehrenden, den König und seinen Begleiter, erschreckt am Himmel ein rother Schein. Sie lassen ihre Pferde ausgreifen, wo immer das Terrain es erlaubt. Endlich

eine andere Empfindung, ein Träumen und Wünschen, ein Hoffen, Verlangen und Bangen, wie es kaum eine andere Stunde des Tages so erweckt, wie die, wann vom fernem Kirchthurm dort in der waldigen Tiefe das Abendgeläut vernnehmlich durch die reine Luft herüber klingt? „Wer sein ein Hättchen nennet, ruht drin zur Nacht sich aus“ ... und wer kein's sein eigen nennt, träumt davon, wie es so gut und lieb sein würde, wenn man es könnte und wäre vor Allem nicht — allein darin, und (wie's in jenem plattdeutschen Mädchenspruch heißt): „wenn dat so käm“, dat he mi nahn' ...!“ Ich möchte wetten, daß Meyer von Bremen mehr den Abglanz von solcherlei Gedanken und Träumen auf diesem jungen Antlitz, als die Freude an der Schönheit des Landschaftsbildes, das vor ihr ausgebreitet liegt, hat malen wollen.

Ueber den Maler selbst den Lesertinnen des Bazar noch Etwas erzählen zu wollen, wäre überflüssig. Längst hat er, und haben seine mit größter Delicatesse, Zierlichkeit und Glätte ausgeführten Bilder aus dem Kinderleben und seine Dorfbewohnersenen, welche die zarten Beschauerinnen gerade durch die Abwesenheit alles Herben, Verben und Nichtlieblichen der harten Wirklichkeit der Dinge gewinnen, ihn zu einem der bekanntesten und geschätztesten Meister des Genres diesseits wie jenseits des Ocean's gemacht.

Ludwig Pietsh.

### Ein Glas Wasser oder eine Rosenknoſpe.

Novelle von Louise Mühlbach.  
(Fortſetzung.)

#### IV.

Lord Pembroke hatte heute wieder, wie an jedem Freitag, ſeinen Geſellſchaftsabend, und in den Gemächern ſeines kleinen Hotels in Weſtendſtreet war ſchon Alles zum Empfang der Gäſte bereit. Recht ernſt und feierlich waren dieſe kleinen Salons und Cabinets in der Stille und Einſamkeit vor dem Erſcheinen der Gäſte anzuschauen. Sie erzählten von längſt vergangenen Zeiten und mit ihrer verwitterten Pracht gemahnten ſie an die einſtige Herrlichkeit der Lords Pembroke, eine Herrlichkeit, die längſt vergeſſen und begraben war.

Die alten großen Lehnſtühle mit den gedrehten, ſchweren Füßen, mit der Lordskrone über der Rückenlehne hatten alle die Herrlichkeit vergangener Zeiten geſehen. Herzöge und Grafen, ja ſelbſt der König hatten in früheren Zeiten das kleine Palais der Lords Pembroke mit ihrer Gegenwart oft beehrt. Damals hatten die purpurnen Sammetüberzüge im vollen Glanze ihrer Pracht geſtrahlt, und die Lordskrone golden über den Polſtern gefunkelt.

Jetzt war der Sammet verblaßt und zeigte an den abgeſcheuerten Stellen die Spuren der Zerriſſenheit und des Alters. Das Gold war von den Kronen abgeſtreift, und das Holz ſchaute unverhüllt hervor. Der Gobelinteppich, welcher den Fußboden bedeckte, ließ kaum noch in den verblaßten Farben die Contouren und Zeichnungen erkennen. Die Kronleuchter von Bergkryſtall, welche von der Decke herniederhingen, waren hier und da an den Ecken beſchädigt und von den Leuchtern, in denen man die Wachskerzen befeſtigen ſollte, war längſt alle Vergoldung abgeſcheuert. Die Wände, welche einſt in golddurchwirkter Purpurſeide gepunktet waren, jetzt nur ein Memento mori jener prunkvollen Herrlichkeit; verblaßt, zerriſſen, hie und da mühsam ausgeſlickt mit der Seidentapeete, die man hinter den Ahnenbildern, welche an den Wänden hingen, abgeſchnitten hatte, ſchienen auch ſie eine traurige Mahnung der Vergänglichkeith alles Herrlichen und Schönen zu ſein.

Lord Pembroke, der eben aus ſeinem Schlafzimmer eintrat in die Geſellſchaftsäule, paßte gar wohl zu dieſer verwitterten Pracht. Seine hohe Geſtalt war gebeugt; einſt mochte ſie ſtolz und herrlich wie eine Eiche ſich aufgerichtet haben, jetzt glich ſie dem zerbrochenen Baum, den der Sturm des Lebens hin und her geſchleudert hat, die Aeſte zerbrechend und das Laub abſchüttelnd. Seine Kammerherrnuniform war noch aus den Zeiten Georg III., und das breite Band des Bathordens, welches er am Halſe trug, war verwittert und verblaßt und bleich wie ſein Haar, das gbleicht ihm um das gebräunte, runzlige Angeſicht hing.

Langſam, auf ſeinen Krückſtock gelehnt, ging er dahin durch die Gemächer, während die kleinen grauen Augen nach links und rechts ſchauten, prüfend, ob Alles bereit und wohlgeordnet ſei. Als er jetzt eintrat in den großen Empfangſalon, bewölkte ſich ſeine Stirne, und ein Fluß tönte von ſeinen Lippen.

„Als ob man in einer Dorfſchenke wäre,“ murmelte er leiſe vor ſich hin, „ſo dunkel iſt es hier. Nur ſechs Lichter auf dem Kronleuchter! Ich möchte wiſſen, was das zu bedeuten hat. He, Jack! he Jack!“ rief er mit lauter, donnernder Stimme, und ſofort öffnete ſich die Thür, die nach dem Corridor führte, und ein Diener in prächtiger, farbenglänzender Livree trat ein.

„Sage mir, Du Schuft,“ rief ihm der Lord entgegen, „was bedeutet das, daß wir hier auf dem Kronleuchter, der für ſechszwanzig Lichter beſtimmt iſt, nur ſechs haben?“

„Das bedeutet ganz einfach, Mylord, daß ich nicht mehr zu ſchaffen vermochte,“ erwiderte trozig der Bediente.

„Was? Gibt es in der großen Stadt London keine Wachskerzen mehr?“ fragte der Lord, die beiden Hände auf den Krückſtock geſtützt und mit zorniger Miene den Bedienten meſſend.

„Es gibt deren ſehr viele,“ erwiderte Jack, ganz unbekümmert um das Anſtarren des Lords. „Ja wirklich ſehr viele; aber nicht für uns. Die Kaufleute ringsum in der ganzen Gegend wollen Ew. Herrlichkeit Nichts mehr borgen, ſie wollen erſt Bezahlung haben. Dann, wenn dieſe erfolgt iſt, ſollen Ew. Herrlichkeit ſo viel Wachskerzen haben, als Ihr wollt, vorher aber keine. Und ſie lachten, als ich ſagte, daß Ew. Herrlichkeit bezahlten würden. Aber ich bin es müde, verlacht zu werden, und es war heute das letzte Mal. Ich mag nicht mehr den unbefoldeten Diener eines Lords ſpielen und will mich nicht länger verſpotten und auslachen laſſen von jedem Krämer in der Nachbarschaft. Ich will fort und gleich auf der Stelle, wenn mir Eure Herrlichkeit den ſchuldigen Lohn nicht ſofort auszahlen.“

Der Alte preßte die Hände feſt ineinander und unterdrückte den Fluß, der ſchon auf ſeinen Lippen zitterte. Jack durfte ihn

Viel von Lady Editha erzählt?“ fragte Lord Pembroke gedankenvoll.

Jack nickte: „Ja, von Lady Editha. Er fragt mich immer nach ihr, und ich ſoll ihm ſagen, wovon ſie lebt und woher ſie das Geld nimmt zu ihren ſchönen Nuzügen.“

„Still!“ unterbrach ihn der Lord zuſammenschräkend. „Hörſt Du, da hält ein Wagen. Ich glaube, die Gäſte kommen ſchon. Nun, Jack, ſei vernünftig, nimm Dich zuſammen und ſage auch Tom, daß er vernünftig ſein ſoll und daß er ſeinen Lohn, gleich Dir noch heute empfangen werde. Seid mir, wie es ſich ziemt für die Laquaien eines Lords, demüthig und ergeben g gen meine Geſellſchaft, ſtolz und hochſahrend gegen ihre Dienerschaft. Alſo einen halben Sovereign hat Dir Sir John Hood verſprochen, wenn Du ihm erzählſt von Deiner ſchönen Herrin? Gut, ich werde es mir merken und verſpreche Dir, Jack, einen ganzen Sovereign, wenn Du ihm Das erzählſt, was ich Dir heute Abend ſagen werde. Gehe, gehe! Und ſieh nach, ob die Gäſte ſchon kommen.“

Jack ſprang hinaus, und Lord Pembroke ging weiter durch die Gemächer, und ſeine Gedanken waren noch mit dem beſchäftigt, was Jack ihm erzählt hatte.

„Einen halben Sovereign,“ murmelte er vor ſich hin, „einen halben Sovereign, wenn er Neuigkeiten von Editha erzählt. Es iſt gut, das zu wiſſen, man kann ſich danach richten. Der alte Fuchs möchte ihr Schlingen legen, doch er ſoll in ſeinen eigenen Schlingen ſich fangen. Woher ſie ihre ſchöne Toilette nimmt und das Geld zu dem Luxus, der ſie umgibt? Ja, ja, in ſeinen eigenen Schlingen wollen wir ihn fangen.“

Lord Pembroke lachte laut auf, und ſeltſam klang das Lachen wieder in den öden Gemächern.

„Warum lachen Sie, mein Vater?“ fragte hinter ihm eine tiefe melodische Stimme, und zwiſchen den verblaßten blauen Vorhängen des kleinen Boudoirs, in welchem der Lord ſtand, erſchien jetzt eine hohe, prächtige Frauengeſtalt. Sie in ihrer Jugend, ihrer Schönheit, ihrer Herrlichkeit paßte weniger zu dem verwitterten Glanze um ſie her; an ihr war Alles Friſche, Schönheit und Neuheit der Erſcheinung. Ihre Augen leuchteten wie Sterne ſo hell und klar. Ihre Lippen waren ſo purpurroth und friſch, wie ihr Gewand, und die Zähne, welche, wenn ſie ſprach, zwiſchen ihnen hervortraten, waren weiß und glänzend, wie zwei Perlenſchnüre. Das rabenſchwarze Haar, welches in mächtiger Lockenfülle von ihrem Haupte niederfloß auf die weißen unverhüllten Schultern, zeigte noch keinen Streifen jener Silberfäden, welche das Entſetzen ſchöner Frauen ſind. Nur ihre Wangen paßten nicht zu der Jugend und Schönheit ihrer Erſcheinung, es fehlte ihnen

der Schmelz der Jugend, es fehlte ihnen die zarte, friſche Röthe, die auf den Wangen junger Frauen ſo lieblich anzuschauen iſt.

Bleich waren dieſe Wangen, bleich und farblos, als hätte der Tod ſie geküßt, und aus dem dunklen, flammenden Auge bligte es zuweilen ſo unheimlich, als ob ſie ein trübes, unſeliges Geheimniß zu bergen hätten.

„Warum lachen Sie, mein Vater?“ fragte ſie zum zweiten Mal, indem ſie mit einer leichten Neigung ihres Hauptes zu ihrem Vater heransritt, ſo ſtolz und ſo prächtig in Gang und Haltung, als wäre ſie eine Königin, die eben einem Baſallen Audienz ertheilt.

„Warum ich lache, Editha?“ fragte er, wieder laut auſlachend, „ich will's Dir ſagen: ich lache über uns und unſere prächtigen Geſellſchaftsabende.“

„Sie lachen über uns?“ wiederholte Editha. „Nun, mich dünkt, das wäre eher zum Weinen, zum Hänſeringen; aber nicht zum Lachen.“

„Doch, es iſt zum Lachen,“ rief er, „ja, zum Lachen oder zum Blutweinen, Du haſt Recht! Aber, wenn man bedenkt, daß wir mit all' dem elken Fittertand, mit dem wir uns umgeben, doch nur den Menſchen Sand in die Augen ſtreuen wollen, und daß das dumme Volk den Sand wirklich für Goldſtaub hält, ſo muß ich lachen. Doch laß uns jetzt von Geſchäften reden. Sage mir, wer kommt heut' Abend?“



Dämmerſtunde. Nach dem eigenen Gemälde gezeichnet von J. G. Meyer von Bremen.

jetzt nicht verlaſſen. Die Gäſte konnten in jeder Minute eintreten, und er bedurfte daher ſeines Laquaien.

„Sei vernünftig, Jack,“ ſagte er, ſich mit Mühe bezwingend. „Du ſollſt bezahlt werden! Ich verſpreche Dir, Du ſollſt heute Abend noch, wenn die Geſellſchaft fort iſt, Deinen Lohn empfangen und noch eine Extravergütung dazu.“

„Das haben Eure Herrlichkeit mir an jedem Freitag verſprochen, und nachher hieß es immer, ich ſoll warten bis nächſten Freitag! Doch ich wiederhole es, ich warte nicht länger, und bekomme ich heute nicht nach der Geſellſchaft meinen Lohn und einen Vorſchuß dazu, ſo gehe ich morgen zu dem indiſchen Herrn und erzähle ihm Ihre ganze Geſchichte.“

„Was?“ unterbrach ihn der Lord, „zu dem indiſchen Herrn? Was willſt Du bei ihm? was wirſt Du ihm erzählen?“

„Was er gern von mir hören möchte,“ erwiderte Jack trozig. „Sir John Hood iſt immer ſehr gütig und freundlich zu mir und er hat mir ſagt, er wolle mir jedes Mal einen halben Sovereign geben, wenn ich ihm recht Viel von Ew. Herrlichkeit und von Lady Editha erzähle. Ich habe es noch nicht gethan, denn ich weiß, daß es ſich für einen guten und redlichen Diener nicht ſchickt, Geheimniſſe auszuſplaudern; aber der Redlichſte muß in meiner Lage ſchließlich deſperat werden und ſuchen, anderſwo Geld zu verdienen.“

„Sir John Hood hat Dir Geld verſprochen, wenn Du ihm

„Nun, die Gäste, welche jeden Freitag Abend sich hier einzufinden pflegen,“ sagte Editha mit einem leisen Anflug von Spott in ihrer Stimme; „Ihre lieben Freunde mit den Pointiradeln und den numerirten Karten.“

Der Lord nickte: „Nun, das versteht sich von selbst! Doch ich will wissen, wen Du sonst noch eingeladen?“

„Die alte Gräfin Dutanges.“  
„Was soll's mit ihr? Sie ist arm, weshalb hast Du sie geladen?“

„Flittergold,“ sagte sie mit einem verächtlichen Lächeln; „Flittergold für die Andern. Sie ist von altem Adel, außerdem eine tugendhafte Frau, und ich bedarf solcher Umgebung.“

Der Alte lachte und nickte. „Weiter.“  
„Lady Eveline mit ihren beiden Töchtern — sodann Sir John Hood.“

„Gut, doch in Bezug auf ihn habe ich Dir Etwas zu sagen. Sei vorsichtig mit ihm!“

„Ich bin es, Vater,“ erwiderte sie stolz, „Du weißt, ich kenne ihn.“

„Es ist nicht genug, ihn zu kennen, Editha, fürchte ihn auch,“ sagte ihr Vater.

„Er ist böse und boshaft. Schone ihn, er liebt Dich.“  
„Sie schrak in sich zusammen. „Sprich nicht von Liebe, wenn Du von Sir John Hood sprichst,“ sagte sie stolz.

„Doch, gerade wenn ich von ihm spreche, muß ich von Liebe sprechen,“ rief der Lord lebhaft. „Heute Abend nach der Gesellschaft wollen wir weiter davon reden. Nun die anderen Gäste?“

„Dann kommen noch einige Maler und Künstler,“ sagte sie. „Gleichgiltige Staffage,“ brummte der Lord. „Sind das Alle?“

„Nein! Auch Sir Arthus kommt!“  
„Wer ist Sir Arthus?“ fragte der Lord mit einem raschen Blick auf Editha; denn sie hatte zögernd, fast widerstrebend den Namen genannt.

„Wer ist Sir Arthus?“  
„Der Sohn unserer Cousine Timblestick,“ erwiderte sie ruhig.

„Ah, der Sohn der verrückten Krämersfrau,“ murmelte Lord Pembroke.

„Sie ist, wie Sie wissen, jetzt nicht mehr eine Krämersfrau,“ sagte Lady Editha langsam und jedes Wort betonend. „Sie bewohnt seit einigen Tagen ein kleines Palais in Westendstreet, wo sie Gesellschaft geben wird. Ich habe ihr versprochen, ihr behilflich zu sein, daß sie wieder aufgenommen wird in die Gesellschaft.“

„Und woher kommt es, daß meine sonst so stolze Tochter gegen Mistreß Timblestick so freundlich und herablassend ist?“ fragte der Lord.

„Mistress Timblestick ist unsere Verwandte,“ erwiderte sie mit einem seltsamen, zürnenden Blick auf ihren Vater. „Sie wird jetzt ein Haus machen, sie wird Gesellschaft bei sich empfangen, und wir werden sie empfangen, sie und ihren Sohn Sir Arthus.“

„Ah, Sir Arthus! Was ist das für ein Bursche?“  
„Ein Bursche, wie Sie sagen, mein Vater, um den Königinnen seine Mutter beneiden könnten! Ein junger, schöner Mann, den Sie mit Stolz Ihren Sohn nennen könnten, wenn er das Unglück hätte, ein Pembroke zu sein.“

„Du bist heute wieder in Deiner schlimmen Laune,“ sagte ihr Vater, „Du bezeichnest es als ein Unglück, ein Pembroke zu sein.“

„Ich rede nur so, wie es ist, und ich wünsche Sir Arthus Glück, daß er nicht ein Pembroke ist. Er ist statt dessen ein Millionär. Sie wissen, Mylord, sein Vater hat ihm ein fürstliches Vermögen hinterlassen,“ sagte sie ruhig, „ihm und seiner Frau.“

„Wie, er ist schon verheirathet?“ fragte der Lord, welcher aufmerksam auf jedes Wort seiner Tochter geachtet hatte.

„Nein, er ist unverheirathet, ich habe mich falsch ausgedrückt, mein Vater. Ich meinte, der Alte hätte seinem Sohne und seiner Frau, das heißt der Mutter von Sir Arthus, ein fürstliches Vermögen hinterlassen. Er hat an diese Hinterlassenschaft nur die einzige Bedingung geknüpft, daß Sir Arthus das Handlungshaus nicht weiterführen, sondern als ein Gentleman leben sollte. Sein Reichthum gibt ihm die Mittel dazu, und da er außerdem ein fein gebildeter junger Mann, ein sehr geistreicher Gesellschafter ist, so zweifle ich nicht, daß er bald in allen Salons ein sehr willkommener Gast sein wird.“

„Ihr Vater hatte ihr mit sichtbarem Erstaunen zugehört. „Wirklich,“ sagte er jetzt, „Du hältst dem jungen Herrn da eine Lobrede, als wäre er ein König und Du sein Hofpoet. Aber sage mir, wie kommt es wohl, daß ich diese Blume der Gentry noch niemals gesehen habe, während Du, wie es scheint, mit Entzücken schon oftmals ihren Duft eingeathmet hast?“

Editha zuckte die Achseln und warf einen fast verächtlichen Blick auf das spöttisch lächelnde Angesicht ihres Vaters.

„Mistress Timblestick machte mir, sobald sie erfahren, daß wir von Indien zurückgekehrt seien, ihren Besuch. Ihr Sohn, Sir Arthus, begleitete sie. Es war bald nach dem Tode des alten Timblestick, und die eitle und thörichte Frau meinte, daß mit diesem Tode die Klust aufgehoben sei, welche sie von ihrer Familie trennte. Ich machte ihr meinen Gegenbesuch, und da seine Mutter noch mit ihrer Toilette beschäftigt war, empfing mich ihr Sohn. Seitdem habe ich ihn noch zwei oder drei Mal gesehen. Das ist Alles, und Sie können sich jetzt mit Ihren Muthmaßungen und Berechnungen danach richten, Mylord.“

„Ich berechne und muthmaße, daß Sir Arthus ein sehr gefährlicher junger Ritter ist,“ sagte ihr Vater. „Und ich erlaube mir, die stolze Lady Editha zu warnen.“

Ein zorniger Blick zuckte aus ihren Augen auf ihren Vater hin.

„Mich zu warnen, Mylord? Und wovor?“  
„Nun davor, daß die stolze, unnahbare Editha, die Zauberin, welche alle Männerherzen bezwingt, zuletzt nicht noch von einem solchen Männerherzen selber bezaubert wird.“

„Ich danke Ihnen für die Warnung,“ sagte Editha kalt und stolz. „Doch bemerke ich Ihnen, daß sie vollkommen überflüssig ist, und es wäre mir lieb, wenn wir von dergleichen Dingen nicht redeten, und wenn Lord Pembroke, mein Vater, nicht vermuthete, daß seine Tochter ein Herz habe oder haben könnte.“

„Nun erweitere und erzürne Dich nur nicht, meine schöne Tochter,“ sagte der Lord begütigend. „Ich wollte Dich nicht fränken. Sir Arthus soll mir willkommen sein, und wir wollen ihn aufnehmen in unsern Kreis als einen von den Unsern. Du verstehst mich doch, meine schöne Tochter? Ich sage, wir wollen ihn aufnehmen in unsern Kreis als Einen von den Unsern. Nicht wahr, Du verstehst mich?“

„Ja, ich verstehe Sie, mein Vater, obwohl ich mein Herzblut tropfenweise darum gäbe, wenn ich Sie nicht verstände.“

„Du bist heute wieder sentimental,“ sagte ihr Vater achselzuckend. „Du hast wieder einen von Deinen Madonnen Tagen, wo die Sonne Deiner Schönheit von lichtgrauen Thränenwolken verschleiert wird und — doch still. Da kommen unsere Gäste. Ich bitte Dich, Editha, laß die Wolken vorübergehen, und strahle und bezaubere unsere Gäste wieder, wie Du sonst immer thust.“

V.

Eine elegante auserlesene Gesellschaft! Gentleman mit hohen, volltönenden Titeln und Namen, mit Sternen und Ordensbändern; Ladies, denen die Zahl der Ahnen aus den kalten wasserblauen Augen spricht, und auf deren gelbgrauen, langen Locken der Staub des Ahnenaltars zu ruhen scheint!

Die alte gute Gräfin Dutanges, die „tugendhafte Frau“, wie sie Editha nennt, „das Flittergold ihrer Gesellschaft“ ist da im Hofanzug, wie man ihn trug zu den Zeiten, da es in Frankreich noch einen Hof gab, und da die Gräfin Dutanges an diesem Hofe der schönen Marie Antoinette eine glänzende Rolle spielte. Die Republik und das Consulat, welche jetzt in Paris herrschen, erregen nur ihre tiefste Verachtung. Gräfin Dutanges ist überall noch die Hofdame der Königin Marie Antoinette, und die Etiquette und der seine Hofton gehen immer mit ihr.

Mrs. Timblestick ist entzückt, sich in dem Sonnenschein dieser Hofdame wärmen zu können, und es macht sie unaussprechlich selig, daß die hochgeborene Gräfin sich herbei läßt, freundlich mit ihr zu sein und sie „Lady“ zu nennen, als hätte sie niemals mit dem Familienbild ihres verstorbenen Kaufherrn das Wappenschild ihrer Ahnen entsetzt. Sie ist heute unaussprechlich selig, die gute Mrs. Timblestick. Selig über ihr prachtvolles Kleid, das mit seinen breiten echten Points wirklich das kostbarste der ganzen Gesellschaft ist. Selig über ihre funkelnde Parure von Brillanten und Rubinen, die an Größe, Schönheit und Feuer von dem Schmuck keiner anderen Lady übertroffen werden. Selig, sich in so vornehmer Gesellschaft zu befinden und sich so aristokratisch langweilen zu können. Aber nein, sie langweilt sich nicht, für sie ist all dieser Schein echter Glanz. Alles entzückt sie, Alles bewundert sie, Alles hat für sie Interesse!

Besonders auch der dicke Indier Sir John Hood, welcher dort in der offenen Portiere des Boudoirs steht und mit Lady Editha und Sir Arthus spricht.

Es ist wahr, Sir John Hood ist nicht schön, und es ist nicht seine schwerfällige Gestalt, noch sein braunes breites Gesicht, welches das Interesse der Mrs. Timblestick erregt. Sie bewundert ihn wegen der Pracht seines Anzuges.

Er trägt einen goldgestickten Rock, und die Knöpfe an seiner langen Schossweste von himmelblauem Sammet bestehen ein jeder aus einem einzigen großen Brillanten. Wenn die Lichter des Kronleuchters darin funkeln, so glänzen diese Brillanten wie Sterne und spielen in allen Farben des Regenbogens.

Selbst Lady Editha bemerkt dies und läßt sich eben herab, dem Indier ein bewunderndes Wort über seine schönen Brillanten zu sagen.

„Gefallen sie Ihnen, Lady Editha?“ erwidert Sir John Hood, indem er hastig mit seinen dicken, braunen, fleischigen Händen einen von den Knöpfen löst und ihn der Lady Editha hinhält.

„Gefallen sie Ihnen wirklich, so machen Sie mich glücklich, wenn Sie mit mir theilen. Ich bitte Sie, weisen Sie mich nicht zurück. Gönnen Sie mir die Freude, diese Kleinigkeit von mir anzunehmen.“

Sie schreckt leise zurück. Mit einer stolzen Bewegung ihrer weißen Hand wehrt sie das funkelnde Kleinod zurück.

„Meine Worte sind keine Wegelagerer, welche die Vorüberziehenden ihrer Schätze berauben wollen,“ sagte sie, „beunruhigen Sie sich nicht, Sir John Hood, Sie haben sich hier nicht in eine Höhle verirrt, wo man harmlose Reisende beraubt.“

Sir John Hood lachte.

„Mitady, gerade Ihre Worte, die mich beruhigen sollten, könnten mir Unruhe erwecken. Es gibt Höhlen, die aussehen wie glänzende Salons, und in denen sich böse Zauberinnen als edle und stolze junge Damen bewegen.“

Lady Editha wandte sich mit einer verächtlichen, langsamen Kopfbewegung zu Sir Arthus hin, der schweigend der seltsamen Unterredung zugehört hatte.

„Dieser Herr, Sir John Hood, kommt aus Indien,“ sagte sie. „Indien ist ein Zauberland, und wer dort gelebt hat, sucht auch unter der kalten unbedeutenden Prosa des Nordens dann die glühende gefährliche Poesie des indischen Lebens. So geht es Sir John Hood; er will nicht glauben, daß wir hier in unserm Norden gar Nichts zu verschließen haben, und daß die Blumen unserer Teppiche nicht gefährliche Fallen und Schlingen verbergen, wie die Blumen in Indien.“

„Doch gestehe ich Ihnen, Lady Editha,“ sagte Sir Arthus lebhaft, „daß ich die Gefahr unserem Frieden vorziehen würde.“

„Wer weiß, mein junger Herr,“ lachte Sir John Hood, „wer weiß, ob Sie sich nicht täuschen, wenn Sie an eine Gefahr hier nicht glauben. Ich habe gehört, daß es auch im Norden Schlangen und Schlingen gibt.“

Ihr Gespräch wurde durch die Stimme der Lady Eveline unterbrochen, welche eine Arie Händel's vortrug.

Lady Editha begab sich in den Saal, und die beiden Herren folgten ihr.

Das purpurne Sammetgewand mit der Goldstickerei umschloß ihre schöne, stolze Gestalt, die Brillanten funkelten in ihrem Haar, da sie jetzt unter den Lichtern des großen Kronleuchters dahin schritt. Aller Augen schauten auf sie, und ein Murmeln der Bewunderung ging durch die Reihen der Gäste.

In der gegenüber liegenden Thüre blieb sie stehen und schien aufmerksam zu horchen auf die schrille Stimme der Sängerin.

Als Lady Eveline geendet, brachen Alle aus in lautes Entzücken, und man umringte sie und brachte ihr den Weihrauch des Lobens dar.

Gräfin Dutanges saß unterdessen in dem kleinen, halbdunklen Cabinet und erzählte Mistreß Timblestick von der stolzen Herrlichkeit des französischen Hofes. Und Mistreß Timblestick lauschte ihr mit andächtiger Aufmerksamkeit und gewann damit immer mehr das Herz der guten Gräfin.

(Fortsetzung folgt.)

Der Störenfried.

Eine Hofgeschichte.

Silhouetten von Frau Amalie Mollière geb. Kockhock, mit Versen von Joh. Trojan.

(Schluß.)

5.

Als er im Baumesgipfel verweilt zu kurzer Rast, hernieder stieg der Räuber bis unten auf einen Ast. Zu Hector spricht er höhrend: „Ei, schwing' dich doch hinauf! Man sagt, Du seist ein Meister im Klettern wie im schnellen Lauf.“

Herunter greift er tödlich mit seiner langen Hand. Ich wähn', er möchte zanken den Vogt, der unten stand. „Sieh,“ ruft er, „wie Dein Hündlein sich freut im luft'gen Raum! Ein Palast, fein und lieblich, dünkt ihm der wohlbelaubte Baum.“

Noch eine Weile bellend blieb Hector an dem Ort, dann war sein Muth gebrochen und heulend lief er fort. Mit wilden Sähen sprang er umher voll Born und Wuth — Es floh'n des Hofes Bürger, ihm zu begegnen war nicht gut.

6.

Wie selten trifft im Leben den Guten Glück und Heil, Indeh' der Böse listig zu bergen weiß sein Theil! Man warf den Vogt in Fesseln, das war ihm leid genug — Es wird mir schwer zu melden, daß man sogar den Armen schlug.

Da legt sich vor ihm nieder der ränkevolle Dieb: „Sieh her, da ist Dein Kleines — wie hat es mich so lieb! Daß ich mich kein erbarme, wie wohl ihm doch geschah! Nun will ich mit ihm fahren heim in mein Land Brasilia.“

Der Hector hört es schweigend und nieder blickt er stumm, In seinem Busen wendet das Herz dabei sich um. „Ihr Vögel unter dem Himmel, Gras, Blumen und Gestein, Seht an, was ich erdulde! einst wird es hart vergolten sein.“

7.

Es plag am Hof der Hühner ein auserwählter Hahn, Von Gange stolz und edel, von Federn wohlgethan. Mit scharfem Sporn ein Ritter, gebot er frank und frei, Er hielt mit Nachbarhähnen gar oft ein höfliches Turnei.

Im Hühnervolke hielt er den Frieden ungestört — So guten Sängers hatte noch nie der Hof gehört. Wie hell im Morgendämmer sein Wächterruf erklang! Es schwieg der Hof und lauschte, wenn er so schön die Mette sang.

Dem trug in seinem Herzen der Jocko Haß und Leid, Ihn ärgerte des Hahnes Gesang und stolzes Kleid. Auf seiner Stange laß er und dacht' in düst'rem Groll: „Ich will Dich also rupfen, daß alles Dich verlassen soll.“

8.

Das Kornfeld ging in Aehren, die Wiese stand voll Duft, Allmälig wurden stiller die Vögel in der Luft. Schon klang eine Sichel frühe über den thauigen Plan: Da war noch unvergolten das Leid, dem Hector angethan.

Noch immer trieb der Frevler am Hof sein altes Spiel Mit Reden und mit Tadeln und that, was ihm gefiel. Es wäre davon zu singen voll Klagen manch ein Lied — Schon ward in Wald und Heide gepfropfen von dem Störenfried.

In alten Büchern fand ich ein Wort (es gilt wohl noch): Der Böse treib' es lange, sein Ende kommt ihm doch; Er muß doch endlich ernten die Frucht der bösen Saat! Das wurde klar an Jocko wohl um die Zeit der Roggenmahd.

9.

Zu Hof saß eine Kaze, Sachtgunde war sie genannt, Sie war die schönste von allen den Katzen rings im Land. In Büchlein thät sie walten in Kammern und auf dem Dach, Da schuf sie kühnen Mäusen viel Leid und großes Ungemach.

Mit ihren Kleinen spielte sie einst im Sonnenlicht, Da sprang herab vom Baume Jocko, der Bösewicht. Ein Käglein sich zu fangen, das schien dem Argen recht; Wer ihm dazu gerathen, in Wahrheit, der berieth ihn schlecht.

Denn zornig sprang die schöne Sachtgunde auf ihn ein, Wie fuhr sie ihm entgegen mit Strahlen und mit Schrei'n! Mit Schande muß' er flüchten weit in das hohe Korn — Er konnte sich höchlich freuen, daß er entging Sachtgundes Born.

10.

Voll Ingrimm und voll Kummer ging er umher und sprach: Mich listet's an einem Andern zu rächen meine Schmach. Wer mir zuerst begegnet, der sei dazu erjehl! — Da sah er auf dem Hofe den Hahn am Futternapfe stehn.

Von hinten schlüch sich leise heran der schlimme Gast, Schon bei des Schwanzes Fiebern hielt er den Hahn gefast. Der flattert' auf voll Schrecken, doch konnt' er nicht entflieh'n — Sein Hilfruf war vergebens, kein Retter in der Noth erschien.

Mit starken Flügelschlägen macht er sich endlich los; Sein Leben war gerettet, doch war sein Schade groß. Der Federn beste ließ er zurück in Jocko's Klau'n; Des war ein Käglein Zeuge, das mocht' nie mehr so Schlimmes schau'n.

11.

Als nun des Hahnes Klage laut ward mit großem Schall, Umstanden den Betrübten des Hofes Bürger all. Da klagten alle zusammen wohl um den edeln Hahn, Der Truthahn rief entrüstet: „Es sterbe, der das hat gethan.“

Zum Vogte sprach Sachtgunde: „Wir haben alten Streit, Den zu vergessen mahnt uns das Uebel dieser Zeit. Zur Nachfahrt entbieten laß uns des Hofes Bann!“ — Drauf jagten sie zum Abend Berjammung aller Bürger an.

Der Abend kam, die Sonne versank in blut'gem Roth, Da ward von allen beschlossen dem Jocko bitter Tod. Am andern Morgen sollt' er empfangen Frevlers Lohn. Schwül war die Nacht, es senkte kein Thau sich auf den blüth'nden Rohn.

12.

Das Landvolk war im Fesle und hand die Garben auf, Im Mittag ward es finstler, ein Wetter zog herauf. Schon sprang bläulichen Licht's ein Blitz aus der Wolken Nacht — Da sah auf einmal Jocko umsingelt sich von Heeresmacht.

Als er erkannt die Recken, nichts Gutes er sich verjah; Zur Flucht er schnell sich wandte, doch war kein Ausweg da. Hierhin und dorthin fuhr er, bis daß der Muth ihm sank, Bis daß er ganz verzweifelt kopfüber in den Brunnen sprang.

Da sprach der Vogt mit Würde: „Beendet ist der Krieg!“ Die Hühner und die Enten verkündeten den Sieg. So muß' er schmähdlich sterben, des Hofes Störenfried — Nach Recht war's ihm ergangen. Hiermit ein Ende hat das Lied.



5.



7.



6.



9.



8.



10.



12.

Wirtschaftsplaundersien.

Pepsin und Pepsinpräparate. Seit etwa zwei Jahren macht ein Verdauungsmittel, das Pepsin, in verschiedenster Form als Pepsinweiss, Pepsinpastillen, Pepsinessenzen empfohlen, viel von sich reden.

Zunächst ein Wort über Ernährung und Verdauung. Alle festen Speisen, die wir genießen, können nur dann dem Körper zugute kommen, wenn sie verdaut werden.

Die Verdauung ist aber die chemische Umwandlung der Speisen in eine zur Aufnahme und Verarbeitung durch den Verdauungsapparat geeignete Form.

Eine wie große Menge geronnenes Eiweiß oder Fibrin (Fleischfaserstoff) von einem gewissen Quantum Pepsin aufgelöst oder verdaunt wird, läßt sich nicht bestimmen.

Tieftrauernde Blondine in L. bei K. Sie können die betreffenden Anzüge ganz beliebig nach den Vorbildern arrangieren, welche der Bazar in größter Auswahl bringt.

Die künstliche Zuführung von Pepsin wird ferner da geradezu notwendig sein, wo die Laabdrüsen des Magens krankhaft so verändert sind, daß sie keine Magensaft absondern im Stande sind.

Da das aus Thiermagen bereitete Pepsin nicht als Arznei zu betrachten ist, wie jene bitteren und salzigen Medicamente, so ist sein Gebrauch auch ohne jede schädliche Nebenwirkung auf den Körper.

Prof. D. Liebreich's Pepsin-Essenzen\*) ist in der That nach der Untersuchung von Dr. Hager und Dr. Panum von allen ähnlichen Pepsinpräparaten das wirksamste.

Von der Wirksamkeit eines Pepsinpräparates kann auch der Laie sich unschwer überzeugen. Man verschafft sich dazu Blutgerinnsel (Blutfibrin), welches gehörig mit Wasser abgewaschen wird.

Da das Pepsin in trockenem Zustande nur kurze Zeit wirksam ist, so sind auch die mit Pepsin bereiteten Pepsintuchen und Pastillen meist von sehr zweifelhaftem Werth.

\*) Diese ist in den meisten Apotheken Deutschlands vorräthig und wird in der Grünen Apotheke, Berlin, Chausseest. 21, dargestellt und zum Preise von 15 resp. 20 Sgr. die Flasche vorräthig gehalten.

Zur Selbstbereitung einer Pepsinlösung gibt Dr. Hager folgende Vorschrift: Der Magen eines frischgeschlachteten Thieres, von den Wiederfäulen der Laabmagen, wird geöffnet, daraus die Nahrungsreste beseitigt und mit möglichst wenig kaltem Wasser abgespült.

Da die Pepsinessenzen einen angenehmen Geschmack besitzt, wird sie besonders bei regnerauesirenden Kindern und Erwachsenen mit Vortheil an Stelle der Salzsäure gegeben.

Es gibt endlich viele Personen, die äußerlich kräftig und stark, nicht im Stande sind, eine größere Mahlzeit zu sich zu nehmen, aus dem Grunde, weil ihr Magen die der Mahlzeit entsprechenden Mengen Pepsin nicht auf einmal absondert.

Auflösung des Räthfels Seite 168. „Trost. — Kost — Ost — St!“

Charade.

Mit einander ewig im Streite, Herrlich die Erste, erhaben die Zweite. Lächelt Du sie frieblich verbunden gesuhn, Wirft Du ein ärmliches Ganze sehn.

Auflösung des Räthfels Seite 168. „Trost. — Kost — Ost — St!“

Correspondenz.

Tieftrauernde Blondine in L. bei K. Sie können die betreffenden Anzüge ganz beliebig nach den Vorbildern arrangieren, welche der Bazar in größter Auswahl bringt.

Eine 22jährige auf dem Lande. Wählen Sie ein Kleid aus glattem Mull mit Garnitur von gleichem Stoff und orangirten Sie das Ueberkleid aus dem gestickten Mull.

Eine praktische 20jährige Hausfrau. Wählen Sie einen beliebigen Gesellschafts-Anzug. Um Schwiiger-Vater oder Mutter pflegt man mindestens ein halbes Jahr zu trauern.

Die Brautjungfern. Wir können nicht dazu raten. Ein braunes Lodenröschchen in W. In der nächsten Winteraison. Zur Saargarnitur wählen Sie ein blaues Bindentüschchen, blaue Eichorienblüthen oder Spacienchen.

Bein Damen für Viele. Der Bazar hat bereits ein Extrablatt mit der von Ihnen gewünschten Arbeit in Vorbereitung.

Ida — Schloß M... Garniren Sie die Pelierine in derselben Weise wie die Tunika.

L. in Prag. Ueberzüge zu Plümeaux von farbiger Seide stellt man gewöhnlich von feiner Leinwand her und verzieret sie mit durchbrochen gestickten Einlagen.

Anna. Die kleinsten Garnitur zu einem eckfarbenen Seidenkleide ist gleichfarbige Spitze und schwarzer oder brauner Sammet.

L. v. B. in C. B. — C. N. in G. — B. K. auf N. Wenden Sie sich direct an die Kupferfabrik von F. Prosen, Berlin, Kronenstraße 27.

Landmädchen. Wickeln Sie das Haar Abends vor dem Schlafengehen auf Lodenwickel (die besten sind von Leder mit Meieinlage).

M. J. in U. Arrangiren Sie den Schleier in der Weise einer Schärpe. Ueber. Sollte zu dem betreffenden Zweck nicht einer der Anzüge Abbildung Nr. 64 und 65 auf Seite 76 d. Z. passend sein?

C. S. in G. Ein solcher Hut kann mit weißem Mull oder Ransoc ähnlich wie der Gartenhut Abbildung Nr. 100 auf Seite 160 des Bazar d. Z. arrangirt werden.

L. S. in G. Eine kleine Pelierine. Für Kinder-Garderobe das Magazin

von S. Gerson, Berlin, am Werder'schen Markt, und A. Müller, Leipzigerstraße 39. U. G. Durch die Fabrik für Sticker-Artikel en gros von Herz u. Wegener, Berlin, Mohrenstraße 18. S. H. in G. Einen modernen Regenmantel brachte der Bazar d. Z. unter Abbildung Nr. 83 und 84 auf Seite 140; den Besatz wählen Sie von schwarzem Seidenreps.

Die Trauernde. Es gibt sehr viele und verschiedene leichte Stoffe zur Trauer toilette, Barege, Gaze-Grenadine zc. Fertigen Sie das Unterkleid mit ausgechnittener Taille. Gestricke bandes sind immer noch modern als Möbelgarnitur.

Fr. v. P. auf Gr. N. Als praktisch und dauerhaft gearbeitet sei Ihnen die in beistehender Skizze abgebildete deutsche Drehrolle empfohlen.



Nr. 2 — 5 Thlr., Nr. 3 — 6 Thlr., Nr. 4 — 8 Thlr. — Der Preis der gleichfalls von E. Sohn eingeführten Gemüße- und Fleischbadmaschine beträgt 4 Thlr.

Anr. in L. Eine Wittve trägt bei einer zweiten Trauung gewöhnlich Drangenzweige im Haar. Schleier ist nicht gestattet. Blondine im Egerlande. Fertigen Sie aus dem Stoff ein glattes Unterkleid und wählen Sie dazu eine Tunika aus gleichfarbiger glatter oder gestricelter Gaze-Grenadine.

Einor in G. — Anna v. d. W. in U. — N. E. in D. — A. N. in H. Ihre Wünsche sind notirt. Mit eoru bezeichnet man die Farbe, welche das ungebleichte Garn oder die rohe Seide hat.

J. C. in S. Das von Ihnen angegebene Verfahren ist uns sehr wohl bekannt, doch ist dasselbe veraltet. M. G. in T. Das Maßnehmen, sowie das Vergrößern und Verkleinern der Schnittweise lehrt der Bazar in dem Extrablatt zu Seite 21 bis 28 des Jahrg. 1871.

M. N. in C. Den Plüschstich hat der Bazar von 1871 auf Seite 372 mit Abbildung 51 gelehrt, die verschiedenen Arten des Plüschstichens in dem Extrablatt zu Seite 41 — 48 desselben Jahrgangs.

Th. v. P. auf W. — E. F. in G. Der Schnitt jedes in unserer Zeitung abgebildeten Garberobergegenstandes kann zum Preise von 10 Sgr. (67 Kreuzer österreichische Währung) von der Expedition des Bazar direct bezogen werden.

A. W. in S. Zu einem sogenannten „Gaussegen“, welcher gewöhnlich aus Canvas mit Seide und Berlin gearbeitet wird, wählt man eine oder die andere Witte des „Vater uners“ oder einen Spruch aus der Bibel.

Langjährige Abonnentin in B. Für Regenmäntel ist dunkelblauer wasserproof-Stoff sehr beliebt. Der Abonnementspreis des Bazar ist seit acht Jahren unverändert derselbe geblieben, vierteljährlich 25 Sgr.

Zwei Schwwestern. Wählen Sie zur Verzierung des Taschentuchs die Vorbildre Abbildung Nr. 6, Seite 38 d. Z., oder eine der beiden Eckbordüren auf Seite 76 des Bazar von 1871.

O. V. in P. und F. v. d. W. in B. Hinsichtlich der Arbeiten in point-lace, Guipüre und Weißstickerei fragen Sie bei der Tapissier-Manufaktur von D. Krappke, Leipzigerstraße 129, und bei der Fabrik vorgezeichneter und angefangener Stickerien von A. Reimann, Leipzigerstr. 102, an.

Freue Abonnentin in Zürich. Garniren Sie die Taille des Kleides in der Weise der Abbildungen Nr. 66 und 67 auf Seite 44 d. Z. mit Seidenreps oder Sammet in dunklerer Nuance, und raffen Sie den Rock mit Gürtel und Schlinge aus gleichem Stoff nach Abb. Nr. 62 und 63 auf Seite 108 d. Z.

16jährige Blondine in T... bei N. Wir bedauern, von dem Eingelassenen keinen Gebrauch machen zu können. Die betreffenden Stoffe werden am besten in lauwarmem Wasser mit Galleife gewaschen.

Mehrere langjährige Abonnentinnen in Niederbarnen. Wollen Sie näher angeben, was Sie unter achtzigsten Schanks verstehen. Italienerin. Näheres brieflich. Der Stil vortrefflich.

Plaunderskündchen. W. J. in T. Es gibt nicht nur, sondern, besser noch, es gibt ein sehr vortreffliches Organ für diese Interessen: Zeitschrift für die bildende Kunst, herausgegeben von Karl von Lühov (Leipzig, Verlag Seemann). — Ida in Brünn. Auf kritische Correspondenzen haben wir seit geraumer Zeit verzichtet.

Rebus.





